

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

14. Jahrgang

Juli 1937

Nummer 7

Der Dorfschmied

Von früh bis spät der Hammer erklingt.
Das starke Eisen der Schmied bezwingt.
Die Muskel sich spannt beim festen Schlag
seit Urbäterszeiten Tag für Tag.
Der Schmied steht in Sinnen: Das Eisen glüht.
Wie Feuerregen der Funke sprüht.

Wir sind hier Herren, was auch kommen mag;
wir schlagen zu mit hartem Schlag.
Wir sind nicht Amboß, wir sind nicht Knecht;
wir führen im Wappen den Hammer mit Recht.
Wir schmieden das Schwert; der Funke sprüht.
Wir schmieden den Pflug; das Eisen glüht.

Du deutsches Volk, du sollst Hammer sein,
sollst es hämmern in Seele und Herz hinein;
frei ist die Scholle, frei Heimat und Herd;
Volk, du bist Hammer, Volk, sei es wert!
Der Schmied steht in Sinnen; das Eisen glüht.
Wie Feuerregen der Funke sprüht.

Berthold Thiele



GÖRLITZ

Die alte Kulturstadt ruft

Seit die Stadt Görlitz in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von deutschen Einwanderern gegründet wurde, hat sie unter den Städten des deutschen Ostens eine bedeutsame Rolle gespielt. Die glückliche Lage an der uralten Meißnerbrücke, wo sich zwei wichtige Handelsstraßen kreuzen und im Zusammenhang damit das Stapelrecht für den Waid, das für die Tuchmacherei damals unentbehrliche, aus Thüringen herangeschaffte Färbemittel, trugen dazu bei, ein selbstbewusstes Bürgertum zu schaffen, das sich in aller Not der Zeit trotzig bewährte. Daß seine Machtmittel nicht nur dem eigenen Wohle dienten, zeigte sich im Hussitenkriege. Dadurch, daß die Stadt Görlitz in diesem unheilvollen Kriege die Vernichtung eines großen Teiles des deutschen Kolonisationswerkes verhüten half, hat sie sich ein großes Verdienst nicht nur für die Oberlausitz, sondern für ganz Ostdeutschland erworben. Unbeugsam trat sie damals den tschechischen Heeren entgegen, so daß der Hussitenführer Prokop erklärte: „Kurfürsten, Fürsten, Bischöfe, Herren und Städte haben einen Frieden mit uns aufgenommen. Görlitz denkt gar nicht daran!“

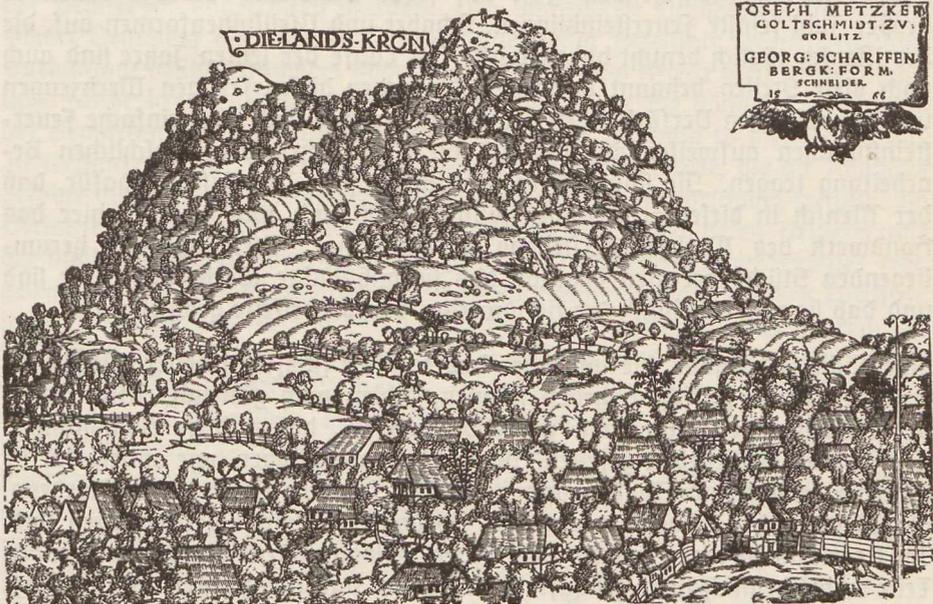
Die wirtschaftliche und politische Machtstellung der wehrhaften Stadt am Fuße der Landeskrone, die ihr zahlreiche verbrieftete Vorrechte verschaffte, fand naturgemäß einen Ausdruck in hervorragenden Bauschöpfungen, in denen sich das Bürgertum in edlem Gemeinschaftsgeist ein die Zeiten überdauerndes Denkmal setzte. Prachtige Kirchen, malerische turmige Tortürme und ein Schatz kunstvoller Bürgerhäuser aus der Zeit der Frührenaissance entzücken noch heute das Auge des Beschauers.

Eine stolze Vergangenheit aber verpflichtet. Und da ist denn zu sagen, daß die Stadt Jakob Böhmes es auch in der Gegenwart verstanden hat, sich zu einem glanzvollen Mittelpunkt des kulturellen Lebens in der Oberlausitz zu machen. Aber mehr noch! Görlitz ist sich auch seiner Aufgabe bewußt, die es als Grenzlandstadt hat. Die Kampfstellung, die die Stadt in den Hussitenkämpfen einst innehatte gegen die von Süden her deutsches Land überflutende Welle, sie hat sie auch heute wieder bezogen. Görlitz steht auf Vorposten, will deutsche Kultur an der Grenze sammeln und tatkräftig unterstützen. Das Grenzlandtheater und zwei Museen — eins für die bildende Kunst und eins für die Vorgeschichte

und die Görlitzer Stadtgeschichte — stehen ihr dafür in erster Linie zur Verfügung. Seit kurzem gefellt sich dazu der Görlitzer Sender, an dessen Wirksamkeit gerade auch in der Grenzlandarbeit wohl große Hoffnungen geknüpft werden dürfen.

Daß Görlitz auch durch kulturelle Veranstaltungen großen Ausmaßes bestrebt ist, sich einer stolzen Vergangenheit würdig zu zeigen, offenbarte in diesem Jahre das 22. der in den Mauern der Stadt begangenen Schlesiſchen Musikfeste und wird im August noch einmal offenbaren eine große Oberlausitzer Leistungsschau. Eine Schau kultureller Leistungen der alten Neißestadt in Vergangenheit und Gegenwart soll auch dieses Heft sein, ohne freilich irgendwie Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu können, muß doch z. B., was die Arbeit des Grenzlandtheaters und das Schaffen Görlitzer Maler angeht, auf frühere Hefte verwiesen werden, während die kulturelle Bedeutung des Görlitzer Senders erst in einem späteren Heft gewürdigt werden kann. Auch mit dieser kleinen Schau aber ruft Görlitz, die alte Kulturstadt, in ihre Mauern. Wer dem Rufe folgt, wird nicht enttäuscht aus der gastfreundlichen Gartenstadt scheiden, um die das Neißetal, die Heide und die auf- und abwogende Oberlausitzer Hügel-landschaft mit dem fern verdämmernden Zug der Iſerberge einen reizvollen Rahmen geschaffen haben.

E. W.



Vorgeschichtliche KULTUREN im Neißengebiet

Von Dr. H. A. Schulz

Nachdem vor vielen Jahrzehntausenden die gewaltigen Eismassen auch die Gebiete des südlichen Ostdeutschlands verlassen hatten, konnte der Mensch zusammen mit den Tieren und der Pflanzenwelt endgültig in den niederschlesischen Raum eindringen. Sesshaftigkeit war ihm noch fremd. Er zog von einer Düne zur anderen und besiedelte vor allem die Ränder der Flüsse und der vielen durch die Abschmelzwasser entstandenen Teiche. Seine hauptsächlichste Beschäftigung bestand in der Jagd und dem Fischfang, nebenher wird er sicherlich auch die Beeren und Früchte der Sträucher für seine Nahrung gesammelt haben. Seine Hütten, die er vorwiegend auf den trockenen, sandigen Terrassen anlegte, waren sehr einfach gebaut. Wie es die Funde und die Grabungsuntersuchungen beweisen, hatte er über einer ausgehobenen Erdgrube Stangen zeltartig errichtet und diese wiederum zum Schutze gegen Witterung und Tierwelt mit Gras, Stroh, Schilf und Lederplaggen belegt. Wahrscheinlich wird er sich in diesen nicht immer aufgehalten haben, sondern wird sie lediglich als Zufluchtsstätten gegen die Unbilden des Wetters aufgesucht haben. Gerade das Gebiet der Görlitzer Neiße ist sehr reich an Fundplätzen dieser für uns frühesten nachweisbaren Menschenart. Fast auf jeder Düne und Terrasse treten in großer Zahl feinste Feuersteinklingen, Schaber und Pfeilspitzenformen auf, die der Mensch täglich benutzt haben wird. Im Laufe der letzten Jahre sind auch noch viele Stellen bekannt geworden, die neben diesen fertigen Werkzeugen und den restlichen Verfärbungen der Zelthütten auch noch viele einfache Feuersteinstückchen aufweisen, die sämtlich die Kennzeichen der menschlichen Bearbeitung tragen. Sie sind außerordentlich wichtige Beweisstücke dafür, daß der Mensch in dieser Zeitperiode zwischen 8000 und 4000 v. J. W. hier das Handwerk des Werkzeugherstellens ausgeübt hat. Viele der hier herumliegenden Stücke verraten deutlich, daß sie mißglückte Werkzeuge selber sind und daß sie wahrscheinlich der Handwerker achtlos beiseite geworfen hat.

Eigentliche Grabfunde, die uns über das rassistische Aussehen dieser mittelsteinzeitlichen Leute Aufschluß geben können, fehlen noch gänzlich. Mit Beginn der Mittelsteinzeit, also etwa um 4000 v. J. W., haben diese Volksstämme noch in dem Neißengebiet geseßen. Sie werden erlebt haben, wie andere für sie sicherlich recht fremde Volksgruppen aus den ferneren Gebieten des Nordens, des Westens, des Südostens und des Nordostens allmählich eingezogen sind. Im Gegensatz zu ihnen waren diese neuen Volksgruppen zum überwiegenden Teile wahrscheinlich schon sesshafte Ackerbauern und Viehzüchter. Ob sie gänzlich in diesem aufgegangen sind, ist bisher noch nicht nachzuweisen. Auf jeden

fall bricht nun aber ihre Kultur ab und an diese Stelle treten die neuen der Einwanderer. Obgleich aus dem Gebiete der engeren Görlitzer Neißة einwandfreie Funde noch nicht festgelegt werden konnten, muß trotzdem vor allem auf Grund der zahlreichen, in der unmittelbaren Nachbarschaft erkannten Fundplätze gefolgert werden, daß diese Menschen der jüngeren Steinzeit ebenfalls dieses siedlungsgeographisch so günstig gelegene Gebiet besiedelt haben. Es sind dies: aus dem Norden die Kultur mit der Leitform der Kugelamphore, aus dem Westen die Kultur mit der Schnurkeramik, aus Südosten die Kultur mit Bandkeramik und aus dem Nordosten die Kultur mit der Kamm- und Grübchenkeramik.

Diese wenigen Hinweise auf die jungsteinzeitlichen Kulturen mögen genügen, um aufzuzeigen, daß schon in diesen frühesten menschlichen Perioden unsere Oberlausitz, insonderheit das Görlitzer Gebiet, ein ausgesprochenes Grenzland gewesen ist, in dem Volksmassen mit eigenen Kulturen von allen Seiten zusammenstießen und in dem sich wahrscheinlich früheste Völkervermischungen ergeben haben.

Mit dem Beginn des Jahres 2000 v. J. W., dem Beginn der Bronzezeit, sehen wir dann in unserem Raume ein neues und völlig einheitliches Volk wieder erstarken, über dessen Leben und Treiben, Sitten und Gebräuche wir durch die vielen Grabungen beste Einblicke bekommen haben. Im Laufe der letzten vier bis fünf Jahre war es möglich, neben den vielen Gräberfeldern zwei der wichtigsten Fundplätze dieser Zeit freizulegen. Es bestehen heute in unserem Gebiete nur noch ganz wenige Ortschaften, von denen wir sagen müssen, daß in ihrer Gemarkung noch keinerlei Scherben, Siedlungsplätze oder Grabanlagen der Bronzezeit angetroffen wurden. Den wichtigsten Fundplatz stellt der Ort Nieder Neundorf dar, der im Innern eine völlig befestigte früheisenzeitliche Burganlage besitzt. Nachdem schon vor und nach dem Kriege viele vorgeschichtliche Funde herausgekommen waren, bot besonders die höchste Erhebung in der Gemarkung, der sogenannte „Vaterunserberg“, ständig so viel Neues und Interessantes, daß 1933 dort eine Grabung angelegt wurde, die die schönsten Erfolge auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Burgwallforschung zeitigte. Im Verlaufe von vier Jahren konnte auf der eiszeitlich gebildeten Neißeterrasse der vollkommene Rundwall mit der zum Teil erhaltenen Holzerdemauer freigelegt werden. Die Längsgräben, mit ihren einwandfreien seitlichen Profilen, gaben uns über den Aufbau und die Anlage besten Aufschluß. Als Untergrund hatte man einen festen Lehmsockel gebaut, auf dem dann in Quer- und Längslage die Balken aufgetürmt waren. Um ein seitliches Abrutschen nach innen oder außen zu vermeiden, hatte man noch Längshölzer errichtet, an denen in besonderen Konstruktionen die Querlagen befestigt waren. Die untersten Holzschichten bestanden vorwiegend aus Eichenbalken, während die darüber lagernden meist aus Kiefern- oder Fichtenbohlen bestanden, deren Zwischenräume nochmals sorgfältig mit Reisig und Lehm ausgefüllt waren. An Hand der Überreste dürfen wir schließen, daß eine solche Wallmauer sicherlich die Höhe von vier bis sechs Meter erreicht hat. Die Profilschnitte zeigten uns

weiterhin, daß der Mensch seiner Zeit genötigt war, dreimal hintereinander solch einen Holzwall aufzurichten, da die beiden ersten wahrscheinlich durch Feuersbrünste vernichtet worden waren. An der Nordostseite dieses Walles fand sich eine Lücke, die sich deutlich als Tor abhob. Nach außen hin waren die Reste des Wallsockels um etwa drei Meter verlängert worden und bildeten so eigentliche Torwangen, durch die die Einfahrt führte. Wie das Tor an sich ausgesehen haben mag, ist heute schwer zu sagen, da wichtige Anhaltspunkte hierfür — Resthölzer usw. — leider fehlen. Nachdem der Wall an sich so im ganzen freigelegt war, wurde begonnen, auch das Innere von den Schuttmassen zu entblößen. In etwa vierzig bis fünfzig Zentimeter Tiefe zeigten sich auch hier die ersten Kulturreste. Inmitten festgestampften Lehmestraten traten schwarze Verfärbungen auf, die von ehemaligen Pfosten herrühren, die einstmalig die Grundwände der Häuser gehalten haben. Aus der Art und Richtung können wir auf das ehemalige Aussehen der Hausbauten Rückschlüsse ziehen. Es waren vorwiegend Viereckshäuser, meist jedoch nicht streng regelmäßig, sondern mehr der eigentlichen Rundung des Walles angepaßt. In einem Falle trat auch ein Vorhallenhaus auf.

Inmitten dieser Häuser konnten wir dann noch einen weiteren interessanten Fund heben. Unter den Holzresten lagen große Mengen Getreidekörner zwischen vielen Scherben. Nach unserer Ansicht hat hier der Getreidespeicher gestanden, in dem die Bewohner der Burganlage das Korn in großen Vorratstöpfen aufbewahrten, um es in Zeiten der Not zu verwenden. Das Feuer hatte auch diesen Schuppen ergriffen, das Dach war abgebrannt und dann auf die darunterliegenden Vorratsmengen gestürzt, hatte diese zerdrückt und unter sich begraben. Dadurch, daß diese Getreidekörner direkt mit dem Feuer in Berührung gekommen waren, haben sie sich bis auf den heutigen Tag in dem leicht verkohlten Zustande erhalten. Es fanden sich vor allem Körner vom Weizen, von der Gerste, von der Hirse, daneben Linsen, Bohnen, Erbsen und viele andere Unkrautsamen (Knötericharten, Malve, Hagebutte usw.).

In einem Seitenteil des Innenraumes fand sich wider Erwarten eine Bronzegießerwerkstätte mit gesamten Inventar. Vor dem eigentlichen Hausbau fand sich eine regelrecht gelegte Lehmbank, auf der Schüsseln standen, die Restbestandteile von Bronze, von einigen verlorenen Formen und von kleinen Gußriegeln enthielten.

Neben dieser äußerst bedeutungsvollen Burg- und im weiteren Sinne auch Dorfanlage war es fernerhin möglich, eine Kultstätte dieser Bevölkerung in ebenfalls noch recht gutem Zustande freizulegen. Diese Stätte liegt auf einem der höchsten Gipfel der Königshainer Berge, auf dem sogenannten Totenstein, einer Granitfelsengruppe. Seit etwa 200 Jahren ist dieser Fundplatz bekannt und leider schon vorher von unberufenen Händen untersucht worden. Die Grabungen, die nun im Laufe der letzten Jahre hier durchgeführt wurden, ergaben ebenfalls die besten Einblicke in die Kulthandlungen der damaligen Bevölkerung. Auf der höchsten Erhebung finden sich in den Stein eingelassen viele kleine Opfernapfchen, daneben auch größere. Unmittelbar daneben liegen

die Reste von den Opferhandlungen: einzelne Knochen, bronzene Nadeln und das eigentliche Kultgeschirr, wie wir es in dieser Ausprägung noch an keiner weiteren Stelle angetroffen haben.

Auf diese lausitzische Bevölkerung, die wir heute allgemein mit dem Namen der Illyrier belegen, drängen nun von Norden her ostgermanische Volksgruppen ein, in denen wir schon die späteren Basternen und Skiren erblicken dürfen, und von Südosten die Skythen. Während die ersteren unsere Oberlausitz nicht berühren, sondern nordwärts an uns vorbeiziehen, dringen die Skythen auch bei uns ein und zerstören im Laufe der nun beginnenden Kriege viele Siedlungen und Burganlagen, so die Landeskronen. — Als Beweis dafür, daß sie tatsächlich dort gewesen sind, gelten die Dolche, die bei Klein Neundorf gefunden sind — und sicherlich auch unsere jetzt wieder freigelegte Burganlage von Nieder Neundorf.

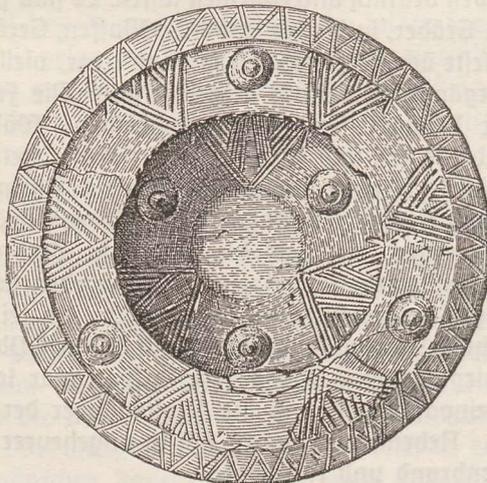
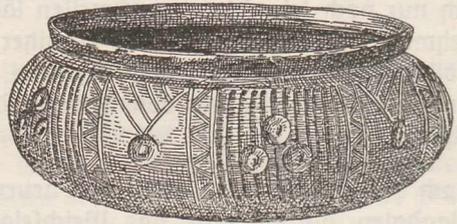
Auffallend ist nun, daß die bisherige Bevölkerung nach diesen Kriegswirren sich nur noch sehr schwer nachweisen läßt. Keineswegs dürfen wir aber annehmen, daß das Gebiet der Görlitzer Neiße bis zum Eindringen weiterer Völkermassen siedlungsfrei gewesen sei. Aus der Zeit der Zeitenwende liegen eine beträchtliche Anzahl von Münzfunden vor, die uns hierüber nähere Aufschlüsse geben.

Nach der Zeitenwende setzten von neuem die großen Germanenzüge ein. Die Wandalen, die als erste das Weichselgebiet verlassen und südwärts ziehen, wenden sich nordöstlich von unserem Gebiete ab. Ihnen folgen die Burgunden, die für uns von größter Wichtigkeit sind, da sie nicht den alten Durchgangsweg von Norden nach Süden einhalten, sondern auch unser Görlitzer Gebiet besetzen. In der Zeit zwischen 150 bis etwa 400 n. J. W. werden sie sich hier aufgehalten haben. Neben einigen wenigen Siedlungsresten finden sich bei uns vor allem die Gräber, die sich durch ihre besondere Eigenart von denen anderer Volksgruppen deutlich unterscheiden lassen. Es sind sogenannte Brandgrubengräber, d. h. Gräber, in die die Knochen, Waffen, Geräte, Schmucksachen und die weiteren Reste des Scheiterhaufens ohne Urne, vielleicht aber in einer Umhüllung aus vergänglichem Stoff, beigesetzt sind. Die Frauengräber lassen sich von denen der Männer sehr gut unterscheiden. Während sich in den letzteren vorwiegend Waffen und Werkzeuge befinden, treten in den ersteren sehr viele Spinnwirtel, Kämme und wunderschöne Fibeln auf. Im letzten Jahre konnte auf solch einem Gräberfelde auch noch deutlich der Verbrennungsplatz nachgewiesen werden, auf dem die eigentliche Verbrennung der Toten stattgefunden hat. Auf einem Sockel aus Lehm werden sicher Holzbalken in Kreuz- und Querlagen aufgeschichtet gewesen sein, die seitlich durch Längshölzer und aufgerichtete Steinpackungen gehalten wurden. Obendrauf wird man dann den Toten gelegt haben. Von diesem Aufbau war leider nur noch der Lehmsockel, die Steinpackungen und die Pfostenlöcher der aufrechtstehenden Pfosten vorhanden. Nebenher befanden sich in ungeheurer Menge Reste von menschlichem Leichenbrand und Holzkohle.

Genau so plötzlich, wie die Burgunden unser Gebiet besetzt haben, haben sie es auch wieder in der Zeit um 400 n. J. W. verlassen.

Ab 150 n. J. W. zieht, von den Markomannenkriegen in Bewegung gebracht, ein weiteres ostgermanisches Volk, die Goten, an das Schwarze Meer und berührt hierbei nur die Oberlausitz. Von ihnen rühren zwei Funde her, der Becher von Görlitz und die Kanne von Zeiřholz, Kreis Hoyerswerda. Beide Stücke sind ebenfalls von so erhabener Schönheit, daß sie genügen, uns die Kulturhöhe dieses Volkes klar vor Augen zu führen.

Der Querschnitt durch diese Vor- und Frühgeschichte zeigt uns eindeutig, daß das gesamte Gebiet der Görlitzer Neiße rein indogermanisches und germanisches Kulturgebiet von den Anfängen an war, und daß es von jeher ein ausgesprochenes Grenzgebiet, besonders aber in der jüngeren Steinzeit, gewesen ist.



Gefäße der
Lausitzer Kultur

Die alte Stadt

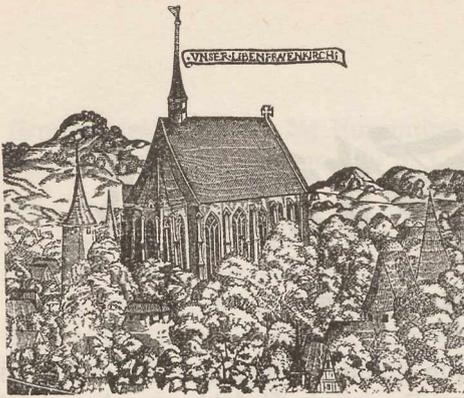
Von Dr. Siegfried Asche

Wer eine Stadt — und sei es auch noch so flüchtig — kennenlernen will, muß sie aus ihrer Geschichte heraus begreifen. Nur wenig Einfühlungsgabe gehört dazu, um am erhaltenen Stadtbild, den Mauern, Kirchen und Straßenzügen die Chronik der Jahrhunderte, das Werden und Wachsen bis in die neueste Zeit hinein abzulesen. Zumeist ist es freilich nötig, das Museum mit zu Hilfe zu nehmen. Nicht nur, um vom Ästhetischen her die Wunderwerke alter Kunst zu genießen, sondern auch um sich das zu ergänzen, was spätere Jahrhunderte vom Ursprünglichen entfernten, was der Zeiten Lauf und besonders die Industrie verwischte.

Dies Verschwinden der wertvollen Züge eines Stadtantlitzes ist in den einzelnen Städten recht verschieden. Glücklich die Stadt, die ihr altes, das Wesenhafte ihrer Geschichte und ihrer Eigenart entsprechende Bild bewahren konnte. Man hüte sich aber davor, nur aus romantisierendem Empfinden heraus eine solche „alte Stadt“ reizvoll zu nennen. Denn so manches, was nett und verwinkelt aussieht, ist nur Notbehelf alter Zeit, der aus Raumangel innerhalb der immer enger werdenden Mauern entstand. Die notwendige Arbeit moderner Städtebaukultur schafft hier mit Vorsicht und Sachkenntnis Wandel — zerstört freilich auch manche falsche Illusion. Sie schält aber dafür letztlich das wertvolle alte Bild zu einheitlich-schönerem Eindruck heraus.

Görlitz ist in der glücklichen Lage, ein Stadtbild zu besitzen, welches wir als lebendiges Museum im besten Sinne ansprechen können. Trotz mehrerer verheerender Brände alter Zeiten, trotz unbedachter Freilegungspläne in der Mitte des 19. Jahrhunderts bietet diese Stadt ein prächtiges Bild alter Zeit. Neben wenigen gotischen Resten — die vorzüglichen Kirchenbauten besonders des 14. und 15. Jahrhunderts zunächst ausgenommen — gewinnen wir ein höchst eindrucksvolles Bild phantasievoller Stadtbaukunst des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch das prunkende 18. Jahrhundert hat — insbesondere nach den Bränden von 1691, 1717 und 1726 — viel des Schönsten hinzuzufügen gewußt.

Die städtischen Kunstsammlungen — Gedenkhalle und Kaisertrutz — mit ihren großartigen, weit über die Grenzen des Heimatmuseums hinausgehenden Schätzen bieten willkommene Ergänzungen zur alten Stadtkultur. Lassen wir für unsere Betrachtungen die vor- und frühgeschichtliche Siedlungsgeschichte von der jüngeren Steinzeit an beiseite und blicken zunächst ins frühe Mittelalter, so läßt sich die erste, weit zurückreichende Siedlung in der Gegend der Nicolaikirche (seit 1100) festlegen, also außerhalb des eigentlichen heutigen



Stadtkernes. Noch heute schließen sich die geschwungenen Gäßchen zu einer Sondergruppe im Gesamtbild zusammen.

Endlich schob sich die Besiedlung über den Fels der Peterskirche hinab zum wichtigen Brückensteg an der Neiße, der in der Richtung der großen West-Oststraße lag, bis 1220 die heutige Altstadt begründet wurde.

Mit ihr entstand bald die Peterskirche, wenig später die Klosterkirche vor der Stadt, denn am Obermarkt hörte die Stadt zunächst auf. Bereits 30 Jahre später waren die Mauern zu eng — der heutige Obermarkt entstand und der heutige Stadtkern formte sich.



Das Angesicht der Kirchen gibt uns auch für Görlitz ein Spiegelbild der Kulturhöhepunkte. Das 15. Jahrhundert ist unserer Stadt reichste, glücklichste Zeit. Alle bereits bestehenden großen Gotteshäuser erhielten ihr neues Gewand. Voran S t. P e t e r u n d P a u l s weiter, lichter Raum (Bauzeit: 1423/57, 1490/97). Der wunderbar einheitliche Raum erhielt nach dem Brande von 1691 seine beachtliche barocke Ausstattung: vor allem George Heermanns monumentalen Altar des rauschenden Hochbarock und die Orgel, ein selten schönes Beispiel eines barocken Riesenwerks, ein echtes TEDEVIM ihrer Zeit.

Bereits um 1380 wurde die K l o s t e r k i r c h e erweitert, erst um 1450 aber erhielt sie ihre heutige Gestalt. Damals entstanden auch die geradezu lyrisch empfundenen Deckenmalereien im Seitenschiff mit ihren Blüten und Blumen, ihrem musizierenden, flatterndem Engelsvolk. Wenig später schuf der damals hier weilende Hans Olmützer den Marienaltar (nur die 1488 begonnenen plastischen Arbeiten): das schönste Werk der Spätgotik weithin. 1492 meißelte derselbe Meister eine Beweinungsgruppe (Stiftung Georg Emmerichs), ein Werk voll von Zartheit und Empfindung. Viel später erhielt die Kirche ihr letztes Wunderwerk: den Altar des Görlitzers C. G. Rodewitz.

Auch die Frauenkirche, die alte Vorstadtkirche, wurde 1473 in neuer Gestalt fertig. Sie ist so recht das Kind des spätgotischen Schnörkelspiels. Die Gewölbe, besonders aber die Brüstung der Orgelempore, bieten ein non plus ultra an spätgotischer Linienlebendigkeit und Ausdrucksfülle.

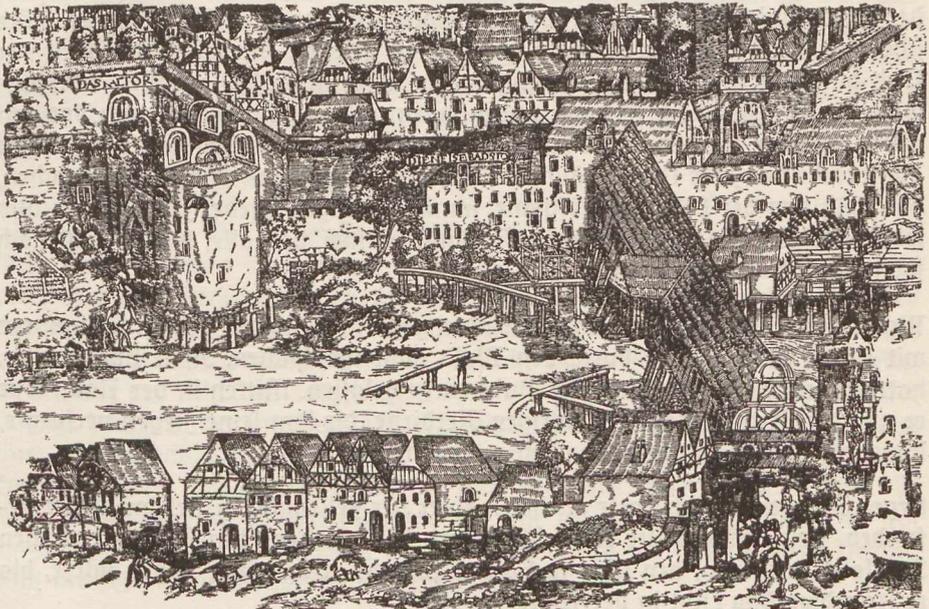
Diesen Kirchen entstammen auch einige der schönsten Marienfiguren des frühen 15. Jahrhunderts, die heute unsere Kunstsammlungen zieren. Allen voran die Kalksteinfigur

Maria in der Hoffnung.

Gerade diese Figur ist in ihrer grazilen Anmut, ihrem weichen, leicht gleitenden Umriß und ihrem feinerfühlten Kinderköpfchen ein Wunderwerk des frühen

15. Jahrhunderts. Fast ebenso lieblich veronnen und zart ist eine *Maria mit dem Kinde* (1420 ca. Linde, früher wohl Peterskirche, jetzt Gedenkhalle), die durch ihre schön erhaltene prächtige Fassung noch besonders wirkungsvoll ist. Die Aufzählung solcher Bestleistungen des 15. Jahrhunderts ließe sich noch weiter spannen.

Was die Kirchen über das 15. Jahrhundert aussagen, wiederholen die prächtigen Straßenzüge mit Werken des 17. und 18. Jahrhunderts, wiederholt das hervorragend schöne Rathaus mit seiner musikalisch-synkopierenden Tortreppe (15. und 1. Hälfte 16. Jahrhundert. Vieles von Wendel Roskopf. Die Treppe 1597, die *Justitia* 1591), wiederholen all die bescheidenen und gewichtigen Häuser des Untermacktes mit ihrem Formenreichtum aus drei Jahrhunderten Görlitzer Bürgerkultur.



Der Weg des Bauern BURDA zu JAKOB BÖHME

Eine Erzählung aus der Zeit vor dem großen Deutschen Kriege

Von Erich Worbs

September ist es. Aber die Sonne brennt noch immer heiß auf die Erde, als der Bauer Burda in der wolkenlosen Mittagszeit dumpf und durstig den Mauern der wohlbewehrten Stadt Görlitz zutaumelt.

Zwei Tage und zwei Nächte sind es her, daß er die Einsamkeit seiner Iserwälder verlassen, getrieben von dieser seltsamen Unruhe zu Jakob Böhme, dem Görlitzer Schuster.

Bis Ostern hat er da oben zwischen den Mooren und Wäldern nicht anders gelebt als die andern Waldbauern. Dann aber war dieser Fremde unter ihnen aufgetaucht, dessen Augen alle bannten, wenn er in flammenden Bildern von der Verderbnis der Welt und vom nahenden Untergang predigte. Ja, es wäre schon so, wie der zu Harpersdorf vor Jahren gelehrt: Alle Sündhaftigkeit der Welt hänge an einem Baum, der sich immer tiefer in die Hölle senke. Ein ganz winziges Ästlein allein sei noch unbehangen und grün. Würde auch das mit neuen Sünden beladen, dann müsse der Baum ganz versinken und der Jüngste Tag bräche an. Jede Nacht träume er in Ängsten, daß das armselige Stückchen, das noch aus der Erde herauschaue, immer winziger werde. Zeit wäre es also wohl, daß sich alle eine schirmende Zuflucht suchten, daß alle, die der Luft noch frönten, in Gott heimkehrten.

Manche von denen, die vor dem Fremden gestanden, hatten gelacht und waren mit einem bösen Fluche durch den Wald davongeschlichen. Ihm, Burda aber, hatte es seit dieser Stunde keine Ruhe mehr gelassen. Mitten in der Nacht war er von der Seite der schwarzhaarigen Iserdirne, die ihm seine Ziegen versorgte, davongeschlichen, um den Fremden zu suchen.

Gegen Morgen endlich hatte er ihn in einer der Felsenhöhlen tief im Walde gefunden. Seine Füße hatte er umklammert. Was er denn tun solle, der ewigen Strafe zu entgehen, den Weg zu Gott zu finden? Ob er ihm folgen dürfe, bis er irgendwo das Licht in der Finsternis sähe?

Der Fremde hatte mit dem Kopf geschüttelt. Nein, ihm werde er nicht folgen können. Sein Weg auf dieser Erde nähere sich dem Ende. Gestern habe er zum letzten Male zu den Menschen gesprochen, nun wolle er nur noch mit Gott flüstern. Nein, ihm könne er nicht folgen. Aber wenn er durchaus einen

Helfer brauche auf dem Wege zu Gott, dann solle er nur sein Ränzeln schnüren und sich bei den Bauern im Tale nach der Stadt Görlitz durchfragen. Dort lebe vor seiner Schusterkugel einer, von dem gar mancher in Schlesien wisse, daß Gott sich in seinen Gesichtern wunderbar offenbare. — —



September ist es. Und der Bauer Burda taumelt den Mauern der Stadt zu, wo er Erlösung hofft von der Unruhe, die in seinem Blute ist. Heiß brennt die Sonne. Grau liegt die Straße von Schönberg her im Staube. Nur die Früchte der Ebereschen brennen rot vor dem wolkenlosen Himmel. Burda aber gönnt sich keine Rast, kaum, daß er nachts ein paar Stunden in einer Scheune geschlafen hat. Wie ein Fieber ist es in ihm, dem Görlitzer Schuster nahe zu sein, der Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut haben soll.

Und dann in der Stadt ist alles so ganz anders, als wie er es seit Tagen erträumt. In dem schmalbrüstigen Hause der Prager Vorstadt nahe dem Neißtor muß er hören, daß der Schuster nicht daheim ist, sondern auf einer seiner Fahrten über Land. Nun, so wird er in den Mauern der Stadt bleiben, bis er kommt, der ihn aus dem Dunkel reißen soll. In den engen Gassen aber herrscht in diesen Tagen ein buntes Treiben, das wenig angetan ist, den aus der Stille der Iserwälder Kommenden einzustimmen auf die gottseligen Gedanken des Görlitzer Schusters. Eins der glänzendsten Feste der Stadtgeschichte scheidet sich das Bürgertum zu begehen an, das große Landschießen des Jahres 1616. Von weither sind die Gäste herbeigeeilt, um den Ruhm des besten Schusses zu kämpfen.

Als der Bauer müde und mißmutig ob des versäumten Zusammentreffens mit dem Schuster die Neißgasse hinauf nach dem Untermarkt schreitet, sich in einer der Herbergen nach einem Lager für die Nacht umzutun, erschrickt er zuerst vor den Menschenwogen, die da um die steinernen Lauben des Marktes branden. Einen Augenblick will es ihn zurückziehen. Dann aber ist er schon mitgerissen von dem wilden Strudel. Und ist es der Ärger, daß er vergeblich an die Tür des Schusters angeklopft, oder die Verzweiflung, die ihm nach der Predigt des Fremden im Blute sitzt, willenlos läßt er sich treiben. Ja, er wehrt einer schwarzhaarigen Dirne nicht, als sie sich in seinen Arm hängt und mit ihm hinter dem Festzuge schreitet, der nun eben den Untermarkt verläßt. Er weiß kaum, was sie zu ihm schwätzt. So sehr betäubt ihn alles, was da um ihn vorgeht. Ist es Wirklichkeit oder Traum? Noch nie sah er soviel Pracht, noch nie soviel des Seltsamen auf einem Raume.

Und wahrlich, für einen Städter selbst gibt es genug heute zu staunen. Da schreiten dem Zuge die Viertelsmeister stolz mit ihren Hellebarden voran. Hinter ihnen wirbelt der Trommler, gellt der Pfeifer, und in der Sonne blinken die Reihen der Musketiere und der Schwertträger. Trompeten schmettern, Kesseltrommeln dröhnen. In kostbaren Gehäusen glitzert das

Silber der Schießkleinodien, und über alles flattert leuchtend das Bunt der Fahnen. Und dann kommen sie alle, die Schützen von weit, weither, zuerst die Breslauer und dann all die andern aus Bautzen und Jittau, aus Sagan und Sorau, aus Dresden und den Städten Nordböhmens und viele, viele andere, die der Rat zum Schießen geladen. Und ganz am Schlusse marschieren die Görlitzer Schützen und alle, die nur dabei sind, sich am Zechen zu beteiligen. Heiß brennt noch immer die Sonne. Als sie durch die Brüdergasse, den Obermarkt und die Steingasse zur Vogelstange in den Schießzwinger ziehen. Und heiß ist die Luft, die dort auf dem grünen Platze vor der Stadtmauer alle erfaßt. Hat einer mit der Armbrust dem Vogel einen Span abgeschossen, dann schmetterten die Stadtpfeifer diese Luft hoch empor zum blauen Himmel.

Auch Burda, der Bauer aus den Iserwäldern, wird von ihr gepackt. Es ist ja nicht nur, daß sie nach dem Vogel schießen oder mit den Handbüchsen nach den drei Mannscheiben, die man jenseits der Neiße am Steinfels aufgestellt — ach nein, seit Wochen hat ein ehrbarer und wohlweiser Rat keine Mühe gescheut, die wunderbarsten Lustbarkeiten auszufinnen. Burda wankt wie im Traume von einem Zelt ins andre. Weiß der Teufel, die Dirne an seinem Arm erinnert ihn irgendwie an seine Ziegenmagd, bei der er noch die letzte Nacht oben auf der Iser gelegen. Er kann sie nicht von sich stoßen. Es ist ihm, als würde er sich damit ganz aus der vertrauten Welt lösen, die er da oben zurückgelassen.

Er hat nur ein paar Kreuzer noch in der Tasche; aber der Glückstopf macht seine Börse prall, und nun kann ihn nichts mehr zurückhalten, seine Schöne von Zelt zu Zelt zu führen. Genug der Buden sind um die Vogelstange aufgebaut, dem Leibe, der zwei Tage und zwei Nächte gedarrt, wieder neue Kraft zuzuführen. Hier lockt der Pfefferkuchler, dort der Weißbäcker, und der Bauer Burda, der in seiner Iserwildnis noch nie solche Dinge geschaut, versucht sich in kindlicher Freude an all den Leckerbissen, die da ausgelegt sind, und ist glücklich, wenn die Dirne lachend sich immer mehr darüber wundert, wieviel er von den seltsamen Sachen vertilgen kann. Immer mehr vergißt er, warum er eigentlich in diese Stadt gekommen. Immer mehr rundet sich sein rotes Gesicht in ein heiteres Lächeln. Immer mehr fühlt er berauscht in der lauten Bewunderung des schwarzhäutigen Mädchens seine Würde wachsen, die ihm nun auch Mut gibt, trotz seines verstaubten Leinenkittels sich in die Spiele der andern zu mischen. Er weiß bald nicht, wo er lieber bleiben will, bei dem Kegelplan, wo ein feister polnischer Ochse dem glücklichen Gewinner winkt, bei dem Würfeltisch mit den rot-weißen Feldern oder dort, wo man mit viel List und Geschick widerpenstige Kugeln in winzige Löcher treiben muß. Er achtet es kaum, wenn ihn die andern scheel anblicken. Geborgen fühlt er sich ganz in der Bewunderung der Dirne, die ihn ob des prächtigen Reisens aus der Leipziger Zinnbude, den er ihr eben angestekt, heiß an sich preßt. Und als eine Zigeunerin hinter ihnen herkickert: „Schönes Paar . . . soll ich euer Glück sagen?“, da flüstert er im Stolze mutig seiner Schönen die Frage ins Ohr, ob sie nicht immer so bei ihm bleiben möge.

Die Sonne ist jetzt schon rot hinter den Türmen und Toren der Stadt untergegangen. Die Dunkelheit bricht herein. Das Schießen nach dem Vogel ist für heute zu Ende. Noch schweben die drei Vögel, weiß, gelb und rot, in luftiger Höhe auf ihren Stangen. Zwei Späne nur haben die Stadtpfeifer abblasen können.

Windlichter werden jetzt entzündet. Hier und da erhellen Herdfeuer rötlich den Platz. Und groß kommt der Mond über den Fluß herauf. Die harmlose Fröhlichkeit des Tages ist zu Ende. Im unheimlichen Lichte tauchen aus verschwiegenem Grunde die dunklen Leidenschaften empor.

Der Bauer Burda sitzt im Bierauschank, den sie dicht neben dem Schießhaus an der Meise aufgeschlagen haben. Die Dirne trinkt ihm einen Becher des Görlitzer Bieres nach dem andern zu. Allerlei fahrendes Volk streicht an ihm vorüber. Aber er nimmt es kaum wahr. Müdigkeit und Bier schläfern ihn immer mehr ein. Alles, was in den letzten Tagen in ihm war, ist längst zurückgesunken in dunkle Gründe. Ein Gefühl nur wiegt sich groß und erhaben auf den Wellen seines Bewußtseins, aufgebläht zu einer riesigen Blase, der Stolz, daß hier eine ist, die sich an ihn schmiegt, die ihn bewundert ob seiner Kraft, die nicht so ist wie die braune Ziegenmaid oben auf der Iser, vor der er sich oft genug im Stalle verkriechen gemußt. Würdevoll wischt er sich den Bierschaum vom Munde, wenn sie ihn küssen will, würdevoll läßt er sich den Bart krauen, der so wie die struppigen zerzausten Flechten von den rissigen Iserfichten von seinem roten Runzelgesicht hängt. Immer mehr sinkt sein Denken ins Dunkel. Er sieht noch, halb im Traume schon, wie ein Gaukler ins Zelt tritt, einen Bären an der Kette führend. Dann wird es Nacht.

Als er erwacht, steht die dralle Jäpfin vor ihm, der ein hoher Rat den Bierchank während dieses Landschießens anvertraut hat. Eine gewichtige Weibsperson ist es, und Burda ist nicht ganz geheuer, wie sie da vor ihm aufgepflanzt ist, die roten Arme in die Hüften gestemmt. Zeit wäre es, daß er in die Herberge ginge. Ihr Bierchank sei keine Schlafstätte für hergelaufenes Gesindel. Und die Zechen für sich und die Dirne, die bei ihm gefessen, solle er endlich bezahlen.

Der Bauer Burda reibt sich erschreckt die Augen. Die Dirne! Zum Teufel, wo ist sie denn? Zu lange hat er ihr wohl geschlafen. Nun, morgen ist auch noch ein Tag. Er wird sie schon wiederfinden hier auf dem Festplatz. Aber die Zechen! Sie muß er ja bezahlen. Die Hände fassen nach der Börse. Er wird blaß. Die Tasche ist leer. Das Geld ist fort. Verwirrt blickt er um sich. Ist . . . das . . . das Leben . . . hier in der großen Stadt? Er muß plötzlich an den Baum denken, von dem der Fremde im Iserwalde erzählt, dem Baum, der sich immer tiefer und tiefer in die Hölle senkt, weil sie hier auf der Erde immer mehr der kleinen und großen Sünden an seine Zweige hängen. Ja, nun wird es ja wohl bald soweit sein, daß das letzte winzige Zweiglein unter der Erde verschwindet, und wie er das denkt, fällt eine große Träne auf seinen

struppigen Flechtenbart, und ratlos blickt er die Jäpfin an. Die beginnt zu fluchen. Ob sie denn hier sei, seine Narreteien über sich ergehen zu lassen? Wenn er nicht gleich zahle, werde sie einen der Stadtrabanten herbeirufen, die der Rat zum Schutze ehrlicher Leute bestallt. Und ehe er ganz zur Besinnung kommt, steht schon einer der in festliches Rot-Weiß gekleideten Stadtdiener vor ihm und führt ihn, über den späten Störenfried knurrend, ins Stockhaus am Fischmarkt . . .

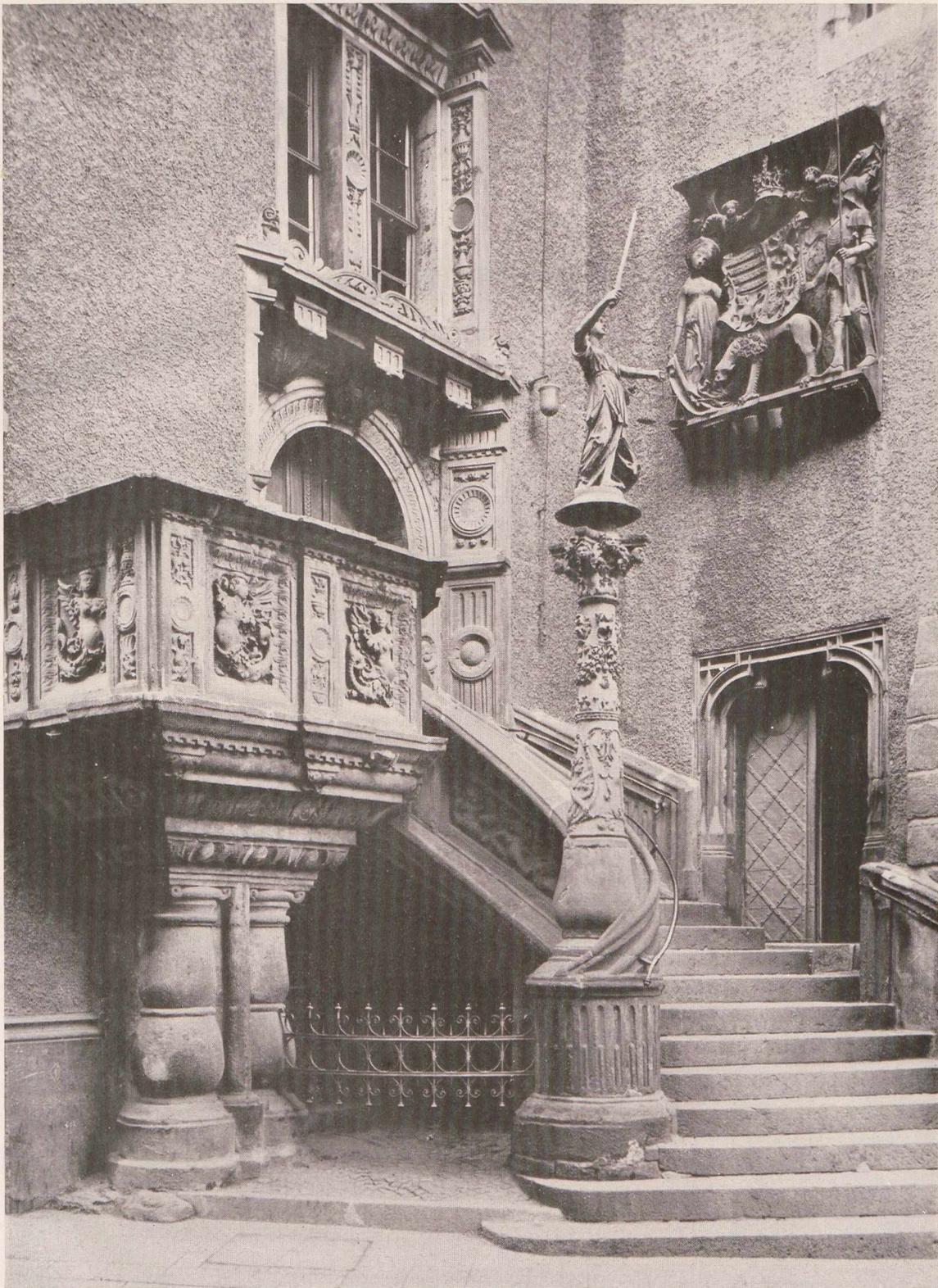
Nach zwei Nächten haben sie ihn wieder fortgelassen. Was er im Stockhaus gesehen und gehört, ist eigentlich genug, ihn davon überzeugen zu müssen, daß die in den Mauern der Stadt zusammengedrängten Menschen nicht immer so sind wie die in der Einsamkeit der grünen Jserwälder. Aber er will noch nicht glauben, daß das Mädel an dem schuld ist, was ihm im Bierschank begegnet. Vielleicht ist ihr selber ein Unglück zugestoßen. Vielleicht hätte sie seine Hilfe nötig gehabt, und er, er hat geschlafen. Bittere Vorwürfe macht er sich jetzt darüber, daß er sich seiner Müdigkeit hingegeben hat.

Sie haben ihm ein paar Pfennige in die Tasche gesteckt, daß er nach der Jser zurückkehren kann. Aber die Wälder warten. Erst, jetzt gleich, muß er nach dem Schießplatz. Vielleicht, daß er sie wiederfindet. Es kann ja nicht anders sein, sie ist ohne Schuld. Hat sie nicht verheißungsvoll gelächelt, als er sie gefragt, ob sie ihm hinauffolgen wolle auf die Jser? Seine grobe Trine wird er einfach heim schicken. Die Ziegen wird auch das Görlitzer Mädel versorgen können . . .

Als er auf dem Festplatz kommt, ist das Getümmel wieder groß. Eben hat einer der vornehmen Herren — ein Hammermeister aus der Görlitzer Heide soll es sein — einen gar jämmerlichen Fehlschuß getan, und schon eilt der eine der beiden Pritschmeister herbei, ihn zu beglückwünschen. Prächtig hat der Rat den Possenreißer des Festes in die Farben der Stadt gekleidet. In grellem Rot leuchtet das Tuch, gebräunt mit weißem Taft. Rote und weiße Binden zieren den Hut, und sogar die Schuhe sind von reinstem Weiß. Eine Pracht ist es, das zu sehen, und der Bauer Burda verkriecht sich ein wenig vor soviel Glanz in die ob der spottenden Verse kichernde Menge.

Das Görlitzer Mädel aber kann er hier nicht entdecken, auch nicht bei der Ratsscheune, wohin jetzt schmetternde Trompeten rufen, und wo zwischen zwei in ansehnlichem Abstände eingerammten Pflöcken vier alte Weiber um den am Ziele als Preis der Mühe aufgehängten Pelz um die Wette laufen. Ein Hauptspaß ist dies Weiberlaufen für die Schützen. Der Burda aber findet trotz allen Schabernacks, den sie mit den Weibern treiben, keine Ruhe auf dem Platz.

Weiter irrt er in der auf- und abwogenden Menge umher. Einmal, vor einer Bude, in der man in das weit geöffnete Maul eines Narren mit Kugeln wirft, glaubt er sie gesehen zu haben. Aber eine Kette zum Vogel eilender Schützen schiebt sich vor ihm.



Die Rathhaustreppe in Görlitz

Aufn.: Klose



Die Ratsapotheke am Untermarkt

Aufn.: Wolff



Alte Bürgerhäuser in der Weißstraße

Aufn.: Jäschke



Das neue Görlitz:
Treppenlauf, gestaltet von dem Görlitzer Künstler Paul Hergefell

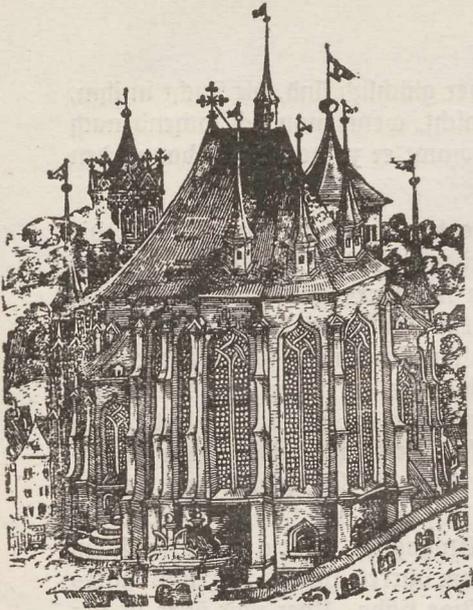
Aufn.: Wolff

Immer mehr brennt hier, wo alle mit einander glücklich sind, die Sucht in ihm, sie wieder im Arm zu fühlen. Er achtet es nicht, wenn man sich lachend nach ihm umsieht. Mitgezogen von der Menge kommt er zu dem Steigebaum, den man eben zum Klettern freigegeben hat.

Heiß liegt die Mittagssonne auf den Geschenken wohlhabender Bürger, die man als Preise an der dürren Spitze angebunden hat. Dem Bauern Burda sticht manches davon gar sehr in die Augen. Ein kostbares Tuch oder ein Wams, ein Schnupftuch oder eine zinnerne Kanne, ein Doldh oder ein Feuertopf zum Wärmen der Füße im Winter, wer möchte solche Dinge nicht gern heimtragen! Eben müht sich ein Städter vergeblich, die Spitze zu erreichen. Da drängt sich Burda heran. Er wird es schaffen! Manche fichte, die höher war, hat er auf der Fser erstiegen. Er lacht vergnügt, als er sich die Hände reibt. Einen Augenblick hat er sogar das Görlitzer Mädels vergessen. In Gedanken schon in den Kostbarkeiten der Spitze wählend, stößt er sich von der staubigen Erde ab, klimmt er höher und höher empor in die Mittagsglut. Aber o weh! Nach ein paar kühnen Griffen hängt er zappelnd an dem dürren Baume fest, und lautes Spottgelächter dringt von unten in seine luftige Höhe. Über und über ist der Baum mit Seife beschmiert, und in der prallen Sonne wird sie unter seinen greifenden Händen so glatt, daß er Mühe hat, nicht blindlings jeden Halt zu verlieren. Fluchend blickt er nach unten. Da sieht er mitten unter denn spöttisch Beifall Jubelnden sie, die er im Augenblick vergessen. Und er sieht sie nicht allein in der Menge stehen, nein, sie hängt am Arme eines grinsenden Burschen im roten Edelmannsrock, der wie besessen mit den Händen Beifall zu ihm empor schlägt.

Da wird es dunkel vor den Augen des Bauern Burda. Jäh läßt er sich von dem sonnenheißen Baume heruntergleiten, und stürzt auf den lachenden Edelmann zu. Im selben Augenblick aber, als er blind vor Wut die Zunge vor ihm heraussstreckt und vor den zusammengekniffenen Augen die Fäuste ballt, packt ihn in der Gestalt des Pritschmeisters, der nicht nur der Poffenreißer, sondern auch der Ordnungswächter des Festes ist, die derb zugreifende Hand eines hochnotpeinlichen Gerichtes. Da hilft kein Wehren, kein Schelten und Fluchen, der vom Unheil verfolgte Bauer muß in einem rasch geordneten Spottzuge mit auf die Pritschbühne. Unheimlich groß droht vor ihm des Meisters hölzerne vergoldete Pritsche. Die Schimpfknaben pfeifen gell, schlagen Purzelbäume und lärmern mit hölzernen Klappern. Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, und dann zieht der Meister der Pritsche den um sich Schlagenden auf die Bank des Gerichtes, und unter dem Jubel der Menge sauft das Narrenholz auf den leinenen Bauernkittel dorthin, wo er am meisten zerrieben ist.

Als sich der Verspottete von der Bank erhebt und trotzig in die Menge blickt, erschrickt er vor einem Gesicht, das er noch nie hier auf dem Platze gesehen, das wie aus einer anderen Welt aufgetaucht zu sein scheint, mahnend, und rufend. Bleich ragt es vor ihm, umrahmt von lang wallendem Haar, das ebenso wie die großen Augen von dem düsteren und unergründlichen Schwarz der Fsermoore ist.



Es hätte nicht eines hämischen Rufes der Knaben bedurft. Im ersten Augenblick, da er dieses Antlitz sieht, weiß der dem Iserwald Entlaufene, daß hier der steht, um dessentwillen er seine Hütte verlassen, daß Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster, heimgekehrt ist. Im selben Augenblick aber weiß er auch, daß dieser Schuster hier so einsam ist wie keiner in den dunklen Waldesgründen seiner Berge, und daß Haß ihn feindlich überschwemmt. Er sieht, wie die andern von ihm wegrücken, als sie ihn gewahren. Er hört die Lasterreden, die die immer noch Purzelbaum schlagenden Knaben gegen ihn führen, hört sie ihn einen Teufelsdreck schimpfen, einen von der Kirche verfluchten Verführer.

Zitternd in jäher Hellsichtigkeit steht der Bauer Burda noch immer auf der Pritschbühne. Gott hat ihn aus seinem unendlichen Angesicht in dem Blicke dieses Schusters angeschaut, hat ihm seine eigene Schwäche gezeigt. Scham brennt in ihm ob seines Treibens. Nie wird er es wagen können, dem Gottesmann, den zu sehen er zwei Tage durch Staub und Sonnenglut gerannt ist, gegenüberzutreten.

Scham aber glüht auch in ihm über diese Welt, die den verwirft, in dem sich Gott offenbart, die in eitel Lust sich selbst genügt. Er sieht sie liegen, untein, mit dem eklen Ausatz eines Kranken. Und er weiß, Flammen werden lodern müssen, sie reinzubrennen, Flammen, die alles dahinsengen werden, was sich ihnen entgegenstellt. Hat nicht Gott schon genug der Zeichen geschickt? Noch nie verbrannte ein Sommer wie dieser Gras und Kraut. Haben sie ihm nicht erzählt, daß auch hier um Görlitz das Sommergetreide verdorrt ist von all der Glut? Waren nicht Ungewitter mit allen Winder heraufgezogen, daß Schloßen die Dögel in der Luft zerschlugen? Vor ihm steht wieder der Fremde oben im Iserwalde, wie er vom nahenden Untergange predigt. Seine Augen glühen, und in ihnen sieht er alles voraus, was kommen muß, eine brennende Welt, Pest und Krieg, Ritter, Tod und Teufel, die über die ächzende Erde dahinreiten. Ja, der Bauer Burda, der verspottete Bauer von der Iser, er sieht in diesem Augenblick den großen deutschen Krieg, der kommen muß, weil sie sich verloren haben in kleinliches Gezänk, weil ihnen allen ihre Kirchen mehr sind als Gott.

Und was er sieht, kann er nicht bei sich behalten. Zu schrecklich ist es, daß es ein armseliges Mensch allein tragen könnte. Hinaus schreit er es in die Luft des größten Festes dieser Stadt, hinein in das Lachen der Tausende, das fröhliche Knallen der Büchsen, das Gellen der Pfeifen. Indes sie daran denken,

wer für seinen Schuß den besten Preis einheimfen, wer beim abendlichen Einzug in die Stadt mit der seidenen Fahne als Sieger voranmarschieren wird, umglänzt von blickenden Frauenaugen, sieht einer über die sommerheiße dürre Welt schauerlich das Gespenst einer Zeit wachsen, die jeden sicheren Schuß mit dem Leben eines deutschen Bruders bezahlen wird, in der sich Frauenaugen verschleiern werden in bitterem Leid, wenn der Sieger durch die Gassen zieht, das Gespenst einer Zeit, die rot sein wird vom Blut der Gefallenen und von den flammen brennender Dörfer und Städte. Und dieser eine, den der Pritschmeister jetzt derb von der Pritschbühne hinunterstößt, er hört nicht auf, aus seinem banger Herzen all die Bilder hinauszuschreien, die es quälen, all die Leiden und Plagen, die dahinjagen werden über die Menschen dieser Zeit, die sich hochmütig und spöttisch von dem abgewandt, in dessen schlichter Schusterstube Gott gestanden.

Wenige aber hören ihn, und die ihn hören, halten das alles für den gelungenen Spaß eines betrunkenen Bauern, lachen und klatschen ihm gröhrend Beifall. Da kommt über Burda die Furcht. In irrem Stammeln verlieren sich die Schreie, die wie Fanfaren des jüngsten Gerichts waren. Er mag nicht mehr in dieser Stadt bleiben. Ist sie nicht wie Babel, das zerbrechen mußte?

Geduckten Hauptes schleicht er sich vom Festplatz hinweg. Zitternd sucht er durch die geschmückten Straßen den Weg zum Meistor. Als er es erreicht, beginnt er zu laufen, schneller, immer schneller. Einmal nur wagt er einen Blick zurück. Da ragen noch die Türme und Tore trotzig über die wehrhafte Mauer empor. Auf dem Festplatz wehen die Fahnen. Aber eine schwarze Wolke wächst drohend aus der Schwüle des Abends heraus, und in einem feurigen, düsteren Rot entflammt die hinter der Landeskrone scheidende Sonne ihren Rand.

Noch einmal und greller fallen da die Gesichter über den fliehenden her. Als hätte sich die Erde geöffnet und drohe ihn zu verschlingen, so rennt er die staubige Straße entlang, den Bergen, seinen Bergen zu. Fern liegen sie im klaren Blau des Abends, still wie eine sehr ferne Sage.

Er dreht sich nicht mehr um. Auch als die Nacht alles in ihren Schleier nimmt, gönnt er sich keine Rast. Erst als er am Morgen des nächsten Tages in Flinsberg am Fuße des Gebirges steht, läßt er sich erschöpft in den ersten Strahlen der Sonne in das Moos des Waldes sinken.

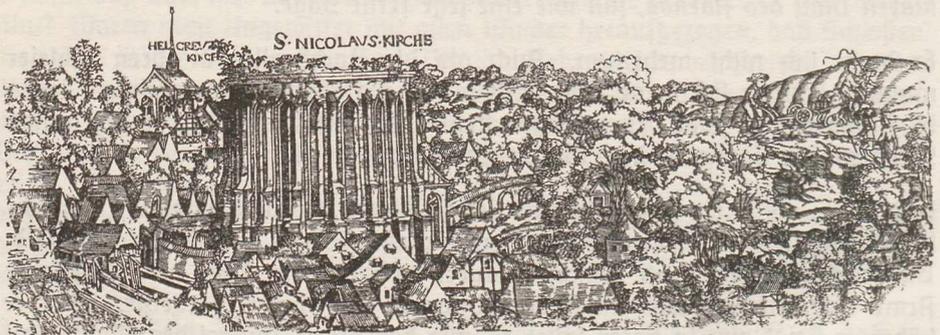
Und dann, als er ein paar Stunden tief geschlafen, steigt er empor. Ein glückliches Schreiten ist es durch den stillen, nur von Föhern durchkreuzten Wald. Burda, der Bauer, weiß, Düsteres lauert da unten im Tale, das auch seine Arme emporkrallen wird nach den einsamen Höhen der Iserberge. Aber je höher er steigt, um so tiefer spürt er, wie das grüne Dunkel des Waldes all seine Unruhe und all seine Bangigkeit in sich bettet, wie er immer tiefer hineinwächst in ihn, den er unten in der Stadt einen Augenblick lang im Schuster aufleuchten sah, bevor die Scham über sein Tun alles andere zurückstieß.

Noch nie hat er so die Wälder der Iser erlebt. Immer ruhiger wird sein Schreiten. Immer seliger blüht in ihm die Gewißheit auf, daß hier in der Stille einer ist, der ihn in aller Not in seine Arme nehmen wird.

Eine Ziegenherde läutet vom nahen Wiesenplan. Der Bauer Burda lächelt. Es ist wie das Läuten zu einer seligen Himmelfahrt. Eine weiße Wolke schwebt hinüber ins Böhmerland. Ihm ist, als könne er sich mit hinaufheben. So sehr ist alles Schwere von ihm genommen. So sehr haben die alten ragenden Fichten in ihren Umrissen all seine Unruhe im leisen Winde in gottnahe Ruhe gewiegt. Ja, der Bauer Burda lächelt. Geflohen war er seiner Iser. Nun kehrt er zu ihr zurück, ein Bekehrter, dem die Heimat das geben wird, was er in der Fremde nicht hat finden können. Was auch Gott dieser Erde an dunklem Leid schicken wird, hier oben wird er es ruhig und in Demut erwarten; denn nun weiß er es: seine Wälder lassen ihn nicht allein wie da unten die lärmenden Gassen der Stadt. All die grünen Bäume hier, sie nehmen ihn in ihren Schutz, und die Kraft, die sie mit ihren krallenden Wurzeln aus dem Boden saugen, sie strömen sie hinein auch in ihn. Was auch kommen mag, er wird es tragen gemeinsam mit ihnen, den Brüdern.

Ganz feierlich ist ihm im Sinn, als er die dunklen Moore um seine Hütte erreicht. Erinnern sie ihm nicht an die seltsamen unergründlichen Augen des Görlitzer Schusters? Hier oben ist er ihm also endlich ganz nahe, viel näher als in den Gassen der lauten Stadt.

Ja, ganz feierlich ist ihm im Sinn. Leise summt er in den Morgen und es klingt wie ein zuversichtlicher, dankbarer Choral.



Glühende Heide

*Tags liegt die Heide traurig; sie gedenkt
der Helden, und ein Wald hält Wacht.*

*Doch wenn der Abend golden sich verschenkt,
wenn wie ein Weihgeschenk*

*er sich in ihre weichen Arme senkt,
ist sie erwacht.*

*Dann blüht sie auf in ihrem Lilarot
und schleiert sich mit Nebeln silberweiß
wie eine Braut; doch Bräutigam ist der Tod,
er kommt aus einer Wolke, die verloht,
er kommt auf einer strengen Nacht Geheiß.*

*Im Rausch wie ein erglühtes Mädchen reicht
die Heide ihm das goldene Weihgeschenk;
dann liegt sie wieder still wie tags, nur leicht
in Schlaf gewiegt, ein leiser Windhauch streicht
ihr Herz und haucht: gedenk...*

Wolfgang Schwarz

Neues Leben

Von Hans-Georg Rehm

Der Führer hat uns das Wort vom Adel der Arbeit geprägt. Es ist der Grundton, der allem, was heute in Deutschland geschieht, seine besondere Note gibt. Arbeit ist nicht mehr Fron, sondern Arbeit ist Ehre.

Dies Führerwort ist eine Ergänzung zu jenem alten Sprichwort: Adel verpflichtet. Ahnen, die große Werke schufen, fordern gebieterisch von ihren Enkeln Rechenhaftigkeit darüber, ob sie der Väter würdig sind, ob sie sich das Ererbte auch durch eigener Hände Arbeit erworben haben, ob sie ihre Ehre darin suchten, es den Vätern gleichzutun. Unser Volk hat der Welt eine sehr große Zahl Erfinder, Forscher, Staatsmänner, Dichter und Denker gegeben. Sie sind uns nicht mehr satter Besitz, sie sind uns Ansporn, mit ihnen in Wettkampf zu treten, sie zu überflügeln. Die Bauten unserer ehrwürdigen Sechsstadt, die als steinerne Zeugen des Kulturwillens vergangener Jahrhunderte uns umgeben, sind uns Verpflichtung geworden, mitzugestalten an dem Werden der neuen deutschen Kultur. Das Überkommene gibt uns Besinnung zu neuem Schaffen.

Das Wesen der Kultur jedoch erschöpft sich nicht in den zu Stein gewordenen Dokumenten, die sie hinterläßt ebensowenig wie wir das Wesen einer Pflanze nur aus ihrer Blüte allein erkennen können. Große Dokumente sind die Blüten, die eine Kultur treibt, die getrieben werden von dem, was ihr eigentlich wesenhaft ist, dem gestalteten Alltag. Denn das ist nach unserem Dafürhalten der einzige Gradmesser über Wert und Unwert einer Kultur, daß sie tief in das Leben auch des letzten Volksgenossen eindringt, ihm Richtung gibt, ihn zwingt, mit voller Bewußtheit als Glied seines Volkes in seiner Zeit zu leben. Erst eine wahre Kultur, die das ganze Volk vom Führer bis zum letzten Gliede völlig beseelt, formt aus einer ungefügten Masse jene unendliche Kette einzelner Glieder, die wir als Volk bezeichnen. Wir sind feinde überfeinerter Salonkulturen, die da meinen, hinter verschlossenen Doppeltüren könne man erst wahre Kulturarbeit leisten, und vergessen, daß diese Arbeit eben nur für einen winzigen Klügel da ist, dem Volke aber ewig fremd sein muß. Ein gestalteter Feierabend, ein schöner Arbeitsplatz, ein Betriebsausflug, ein Sportkursus ist uns als Dokument kulturellen Aufbauwillens lieber und wertvoller als die beste und schönste Frucht kultureller Zimmerpflanzen. Der Träger aller dieser Kultur, die heute das Leben jedes einzelnen gestaltet und in Zukunft immer mehr gestalten wird, ist die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Das sei

auch all denen gesagt, die heute noch skeptisch und zweifelnd gegenüberstehen und, ohne daß wir rechten wollen, wollen wir hinzufügen, daß alle Einwände, die uns gemacht werden, in das Schuldbuch derer eingetragen werden müssen, die im vergangenen Jahrhundert Träger und fast ausschließliche Nutznießer der bestehenden Kultur waren. Nehmen wir nur ein paar Einwände, die alltäglich sind: das Volk hat nur selten Geschmack! Wir fragen dagegen: Ist es das Volk gewesen, das in den letzten 70 Jahren die Welt mit Kitsch überhäufte, an dem fast jeder natürliche Schönheitsinn in falsche Bahnen gelenkt wurde? Oder: Das Theater ist dem Volke fremd! Wir fragen dagegen: Ist diese Entfremdung die Schuld des Volkes? Wir wissen, daß das Theater aus dem Volke heraus entstand, und wir haben genügend Bühnenstücke, die gerade für das Volk geschrieben wurden, und das sind sogar die besten Dramen, die wir haben. Dann kommt der Einwurf: Es ist fraglich, ob das Volk Sinn für Reisen hat, es wird dadurch nur anspruchsvoll! Wir antworten: Ist z. B. der Brauch des Gesellenwanderns nur wegen der gesunden Bewegung so zählebig? Was aber den zweiten Teil des Einwandes angeht, so antworten wir: Jawohl, unser Volk soll anspruchsvoll sein, das fleißigste Volk der Welt hat dazu ein Recht. Wir wollen keine Kulis, die wie Maschinen arbeiten, sondern wir wollen Menschen erziehen, die sich der Würde ihrer Arbeit voll bewußt sind! Ein anderer Einwurf, der fast schon böseartig ist, richtet sich gegen die Gestaltung der Betriebe durch „Schönheit der Arbeit“. Hier antworten wir nicht mehr. Zielbewußte Betriebsführer haben uns im Verein mit ihren Gefolgschaften dieser Mühe enthoben und die praktischen Gegenbeweise geliefert.

Dies nur zur grundsätzlichen Klärung unserer Arbeit; es liegt uns fern, Mumien auszugraben, es ist nur nötig, zur Aufbauarbeit die Fehler der Vergangenheit zu sehen und aus ihnen zu lernen. Was an allen Teilen gesündigt wurde, interessiert uns heute nur insoweit, als uns daraus die Aufgaben für die Zukunft erwachsen, die mit der steigenden Verantwortlichkeit des einzelnen für die Gestaltung unserer neuen Kultur wachsen.

Das neue Leben, das überall in der deutschen Kultur zu pulsieren beginnt, hat in Görlitz schon sehr erfreuliche Formen angenommen. Da ist zunächst das Theater des Volkes, das sich voll und ganz in den Dienst der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ gestellt hat. Der Künstler, der in erster Linie überall dem Volke dient, wird sich auch das Vertrauen des Volkes und dessen Anhänglichkeit erwerben. Hand in Hand mit der Bühnenarbeit geht die Zusammenarbeit mit dem Görlitzer Sender. Alle 14 Tage findet ein einstündiges Konzert einer Betriebskapelle statt, das in Zukunft unter dem Titel „Wenn die Hämmer schweigen, Kamerad komm mit“ im Programm erscheinen wird. Hier kommt die Musik aus dem Volk vor dem großen Forum der Öffentlichkeit zu Ehren. Überhaupt ist Görlitz die Stadt der Musik, und so nimmt bei dieser kulturellen Aufbauarbeit die Musik einen breiten Raum ein. In Zusammenarbeit mit der Singegruppe der NS.-Frauenshaft und den Werkschören finden allmonatlich offene Singen statt.

Großartiges hat Görlitz im Hinblick auf „Schönheit der Arbeit“ aufzuweisen. An der Stelle, wo sich früher die Gerümpelhöfe der Waggonbau-A.-G. befanden, sind heute herrliche neue Gärten mit Blumen, Bänken, Orchesterplatz und Lautsprecheranlage, für die jeder Werksangehörige Überstunden leistete, entstanden. Ein anderer vorbildlicher Betrieb verfügt neben schönen Arbeitsräumen über wundervolle Gemeinschafts-, Wasch- und Umkleieräume. Eine schöne Einrichtung hat das Elektrizitätswerk getroffen das seine schöne Lage an der Neiße prächtig ausgenützt hat. In dem Garten befindet sich ein Wochenendzelt für die Angehörigen der Arbeitskameraden, die gerade Sonntagsdienst haben; ihnen steht neben dem Zelt der herrliche Garten und ein Boot auf der Neiße zur Verfügung. Ein Erinnerungsbuch des Werkes gibt Kunde von den wichtigen Ereignissen des Betriebes, von Betriebsfahrten und dem arbeitsreichen Leben der Veteranen des Betriebes. Unter ungeheuren Schwierigkeiten wurde eine neue Molkerei in Görlitz errichtet, die in ihrer Art wiederum ein Musterbetrieb ist, musterhaft vor allem dadurch, daß das Werk seine heutige Gestalt nur durch die treue Zusammenarbeit von Führer und Gefolgschaft erhalten konnte.

Dies sind einige Beispiele aus der großen Zahl des Vorhandenen.

Eines Institutes sei noch gedacht, das vorbildlich mitarbeitet an der Gestaltung der Kultur: die staatliche Schule für Hoch- und Tiefbau erzieht eine muster-gültige Generation neuer Baumeister, eine Arbeit, die sich sehr zum Segen der ganzen Heimat auswirken muß.

Das neue Leben, das sich überall regt, feierte kürzlich einen schönen Triumph beim Empfang der französischen Volkstumsgruppe. Hier wirkten alle Stellen und Formationen zusammen, ein Volk in seiner Geschlossenheit empfing die Vertreter der westlichen Nachbarn.

Neues Leben regt sich überall. Die ehrwürdigen Bauten eines Wendel Roskopf schauen hernieder auf eine stolze freudige Generation, die sich das Wort zu eigen machte

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“





Walter Wolf: Hoheitszeichen in Keramik

Aufn.: Wolf



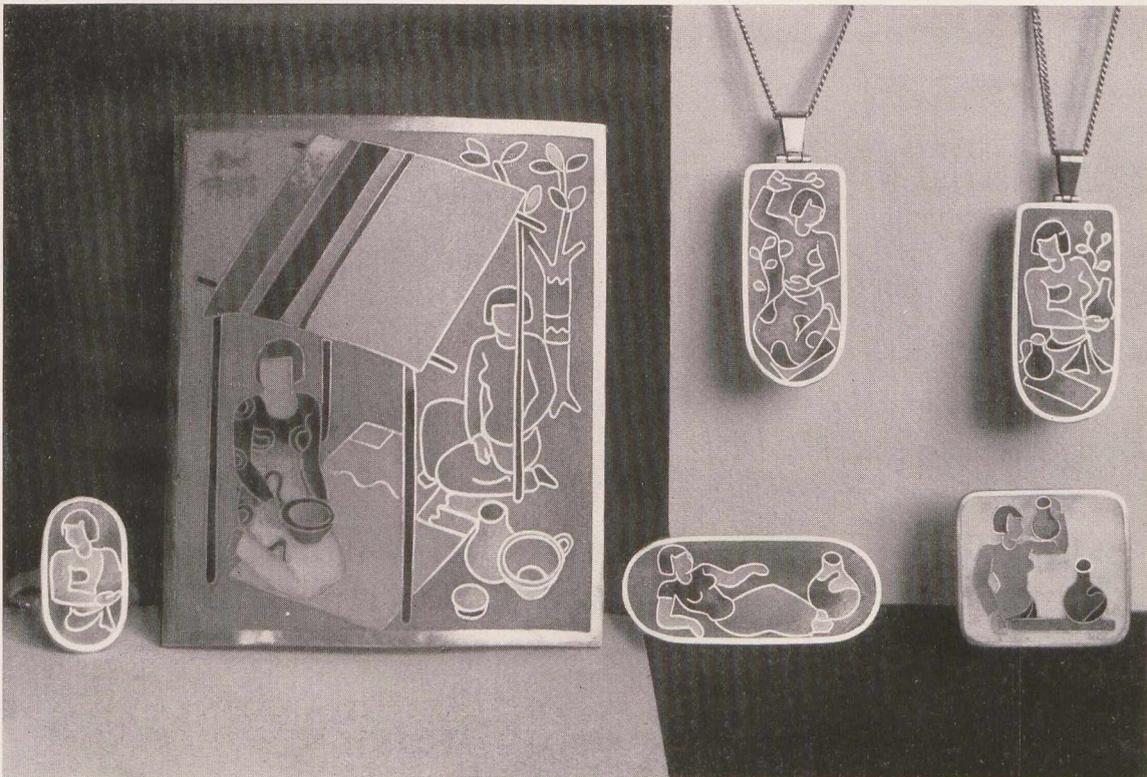
Richard Süßmuth: Gemaltes Glasfenster im Haus der Wehrmacht

Aufn.: Süßmuth



Walter Rhaue: Gemalte Kacheln und Teller aus rotem Ton

Aufn.: Gertrud Hesse, Duisburg



Theodor Wüsten: Schmuck in Zellenschmelz



R. Süßmuth: Tiefgeschliffene Gläser

Aufn.: Süßmuth

Görlitzer Kunsthandwerk aus Zinn, Eisen und Stein

Von Dr. Siegfried Asche

Görlitz liegt mitten in einem Gebiet bester kunsthandwerklicher Tradition. Töpferkunst, Eisenwerk, Weberei und Buntdruck waren in der Oberlausitz heimisch. Westschlesiens Zinngießer- und Glaskunstzentren ragten in die östliche Oberlausitz herein. Stilvolle Werke aus Edelmetall waren hier geschätzt, Steinmetzen, Bildhauer und Schnitzer fanden alle Zeit freudigste Aufnahme.

Die alte Stadt selbst steckt voll von herrlichsten Zeugen einer ehrwürdigen Handwerkskultur. Von den kunstvollen Arbeiten der Steinmetzen aller Jahrhunderte, des Bildschnitzers Hans Olmüter, vieler noch unbekannter Tafelmaler des Mittelalters ganz abgesehen, vermag Görlitz noch heut beachtliche Arbeiten der Schmiedekunst in Gittern, Toren und Grabmalern aufzuweisen. Die städtischen Kunstsammlungen bewahren eine reiche Fülle heimischen Kunsthandwerks aller Werkstoffe, Stücke, von denen manches der Zeit oder der zufälligen Vernichtung anheimgefallen wäre.

Lebt nun die Stadt heute aus ihrer Vergangenheit oder ist unsere Zeit des wiedererwachten Kunsthandwerks imstande, gutes Neue dem wertvollen Alten hinzuzufügen? Wir sind froh, für Görlitz diese Frage bejahen zu dürfen.

Für das Schmiedeeisen nennen wir Paul Hergesell, für das Edelmetall Theodor Wüsten, für Glaskunst Richard Süßmuth in Penzig und Walter Deckwarth in Görlitz, für Keramik Walter Rhaue. Ihnen schließen sich noch eine Reihe eifrig bemühter Künstler verschiedenster Schaffenszweige an.

Die Wege, die hier beschritten werden, sind allenthalben die gleichen, die das Kunsthandwerk seit dem Jahrhundertbeginn eingeschlagen hat. Vor dem Jugendstil war man der Ansicht, daß in mehr oder weniger freiem Kopieren alter Stücke die Forderungen kunsthandwerklicher Schöpfung erfüllt seien. Diese Ansicht lehnte — bis auf wenige Teilgebiete — schon der Jugendstil ab. Aber auch die bewußt-gewollte Stilerneuerung erstickte im wuchernden Geschling verkrüppelten Ornaments.

Da kam endlich, geboren aus dem Kampf: hie Industriearbeit, da Handwerk, die Klarheit. Die Architektur war es, die sich zuerst am konsequentesten losmachte von der Kunst der Fassade und, nach Zweck und Sinn fragend, von innen heraus die Häuser gestaltete. Mag die Technik mit ihren zweckgebundenen Formen oder mag der Kampf des Werkbundes (gegründet 1907) mitgewirkt haben oder nicht: das Endergebnis war ein gesundes Zurückgehen an

die Quelle des Handwerks, unbedingte, ja puritanische Zweckbindung und sichere Materialbeherrschung. Der deutsche Kunsthandwerker hat diese Gesetze im Wettstreit mit den anderen Kulturvölkern am gewissenhaftesten beachtet; er hat — selbst wo er mehr hätte schaffen können — zugunsten der Zweckbindung und Materialgerechtigkeit geradezu heroisch verzichtet.

Im neuen Sinn für Zweck und Material liegt die Stärke, Schönheit und Weltbedeutung des deutschen Kunsthandwerks. Diese Gesetze sind noch heute nicht überholt; der beste Beweis dafür, daß es keine Mode war, der man huldigte, sondern daß man langsam, jahrzehntelang einen Stil aufbaute. Und wenn heute hier und da schmückendes Beiwerk sich dem zweckklaren und materialrechten Gegenstand vermählt, dann ist das, wenigstens im stilvollen Werk, ein wohlüberlegtes, durch den jahrzehntelangen Verzicht mühsam erarbeitetes Wagnis.

Auch Meister aus der Heimat haben ein Verdienst an dieser Entwicklung. Allen voraus **R i c h a r d S ü ß m u t h** aus Penzig, der Kunsthandwerker des Glases. Er kommt aus der heimischen Glasschleiferei. Mit jener nur im Handwerk wurzelnden beispiellosen Energie hat er sich emporgerungen zum Künstler. Er entwirft die Hohlgläser und versteht sie mit dem nur ihm eigenen, schlichten Linien- und Punktdekor. Seine frühen Arbeiten sind abstrakt im Gegensatz zu den lebendig-geschmeidigeren seit etwa 1930: der zwangläufige, einzig richtige Weg des modernen, nach Stilbindung und Materialgerechtigkeit strebenden Meisters. Sein Stil ist bei aller Einfachheit herb und streng. Er war es auch, der dem Tieffchliff und der Ätzung für Fenster neue, ganz eigene Wege wies. Auch hier herrscht Selbstzucht, Strenge und Herbheit vor. Tiefe Innerlichkeit und starke Ausdruckfülle gehen von seinen figürlichen Schöpfungen aus. Auch die Glasmalerei hat ihn mit ihrer tiefleuchtenden Farbfülle zu bedeutenden Arbeiten angeregt. In Sachsen — Leipzig, Oberschlema, Dresden besonders — finden wir seine geschliffenen Monumentalbilder in Fülle, auch im Reich — bis nach Essen hinüber — ist er vertreten. Hinzuzufügen wäre noch, daß auch die bedeutendsten deutschen Museen seine Arbeiten als die besten erwarben, daß er den Ruf Deutschlands nach Amerika und den fernen Osten trug. Das Reich schätzt seine Kunst: seine Beteiligung an der Pariser Weltausstellung zeugt dafür.

Walter DeckwARTH, der Görlitzer Glasbildner, gab der Glasmalerei durch eindeutig-klare Verbleiung eine neue Festigkeit der Zeichnung. Seine Arbeiten atmen viel Ruhe, in den Köpfen besonders wird starkes Ausdrucksverlangen deutlich. Auch auf dem Gebiet der ornamentierten Fläche hat er in letzter Zeit ein reiches Feld gefunden.

für das Schmiedeeisen hat Deutschland von der Gotik an bis ins späte Rokoko immer neue, überquellend phantasievolle Lösungen gefunden. Dies gewiß sehr spröde Material haben unsere alten Meister über alles geliebt. Es regt die Phantasie zu freiestem Spiel an, verunklärte und überspannt so recht nach Herzenslust in wildem und doch so wohlgeordnetem Geschling die Architekturformen und ließ dem suchenden Auge schöpferische Freiheit.

Im 19. Jahrhundert war es tief herabgesunken, die Industrie hatte selbst vor den nur dem Handwerker vorbehaltenen reinen Schmuckformen nicht haltgemacht.

So mag es begründet sein, daß erst spät und spärlich des Eisenwerkes Wesen zu neuer Schönheit geweckt werden konnte. Der Schlesier Jaroslaw Donka, Julius Schramm und Siegfried Prütz sind die führenden Meister. Paul Hergesell ist bestrebt, diesen großen Meistern zu folgen. Er kennt die Eigenheiten — besser Eigensinnigkeiten — des Stab- und Bandeisens genau. Er vermeidet es, das in rechter Hand so willige Material durch gekünstelte Methoden zu vergewaltigen. In harmonischen Schwüngen biegt er die Kurven, dreht sie zu lockeren Spiralen, schließt die Stäbe auf und steckt sie — für das Auge deutlich sichtbar — durcheinander und bindet die Einzelglieder durch Schellen zusammen. Immer vermag der Betrachter den wunderbar-phantasievollen Windungen nachzugehen. Die handwerkliche Herstellung bleibt klar und niemals findet das Auge einen Endpunkt, der die schweifende Phantasie stocken läßt. Spielerisch werden seine Gebilde nicht, das Format ist immer groß und massig. Das Hart-Kantige, Spänig-Schnittige wird gewahrt. Und wo — etwa am Treppenlauf — der Hand die Berührung mit dem groben Material zuwider ist, wird weiche Bronze oder Messing zweckmäßig und schmuckbereichernd aufgelegt.

Für das Gebiet des Edelmetalls lebt in Görlitz ein Künstler, der nur ein kleines Teilgebiet dieses so vielseitigen Handwerks mit äußerster Gewissenhaftigkeit durcharbeitet: den Zellschmelz (Emaillkunst). Diese besondere Art des Emails ist uralte. Bei den Pharaonen, im alten Asien und auch in der frühdeutschen Kunst wurde sie zu farbenreicher Pracht entwickelt. Lange ruhte die Ausübung dieses Handwerks. Das Besondere des Zellschmelzes ist es, daß die bunten Glasflüsse auf der Metallplatte nicht in freier Malerei durcheinanderfließen, sondern daß die Zeichnung durch dünne Gold- oder Silberstege die leuchtenden Farben trennt. Theodore Wüsten hat mit Eigensinn und großer Energie diese Abart der Emaillkunst für das Kunsthandwerk wieder erweckt. Ja, man beauftragte ihn, der sich diese Technik eben erst erobert hatte, dem alten Kulturland Persien in stilvoller und wirtschaftlich brauchbarer Form den Zellschmelz nutzbar zu machen. Mehrere Jahre weilte der Künstler dort und gab den Email-Handwerkern neue Möglichkeiten. Seit 1933 ist er wieder in Görlitz. Im kultischen Gebrauch enthalten seine mit Emailplatten verzierten Geräte ihre tiefe Leuchtkraft, die Darstellungen bleiben — gemäß dem Charakter des Werkstoffes — in der Fläche. Kleine und kleinste Schmuckstücke — Ringe, Anhänger, Dosen, Zierplatten — gehen aus seiner Werkstatt hervor; teils abstrakte Formen — nur der Farbfreude dienend — teils menschliche und pflanzliche Motive enthaltend. Auch Wüsten konnte sich an der Weltausstellung in Paris beteiligen.

Walter Rhauers bewegter Entwicklungsgang führte über Malerei, Restaurierkunst zur kunsthandwerklichen und volkskünstlerischen Töpferei. Jenes in der Oberlausitz und in Schlesiens so recht heimische Handwerk erfährt

durch den in Görlitz seit 1921 heimischen Schlesierr eine wertvolle bereichernde Fortsetzung.

Die rote Tonmasse übergießt Rhau mit abgestimmten Glasuren. Das freie fließen und selbständige Sichentwickeln des Farbgrundes ist ihm gerade recht. Flüssig, skizzenhaft und doch sicher schreibt er den Kacheln die belebenden Zeichnungen ein. Mit unbekümmelter Frische und Verbheit, aber auch mit gemütvoller Innigkeit füllt der Meister die Kachelflächen. Neben mehr kunsthandwerklichen Motiven überwiegt jetzt freischöpferische Volkskunstart, in der Mensch und Tier und Blumen phantasievoll umgebildet werden, so wie es rechte Volkskunst will. Rhau's einfachste Gefäße, aus denen oft noch die gleichmäßig-bewegte Arbeit der Töpferscheibe zu uns spricht, gehören zum Beachtenswertesten, was heut in dieser Richtung geschaffen wird.

Einige Bildhauer pflegen die ins Kunsthandwerk eingebundene Bauplastik. Walter Wolf schuf mehrfach das Hoheitszeichen. Man erkennt, welche Formmöglichkeiten heraldisch und künstlerisch diesem Symbol innewohnen. Seine Arbeiten wurden bereits an dieser Stelle (November 1935) gewürdigt. Heinz Grunwald, der junge Görlitzer Bildhauer, kommt aus dem Handwerk. Sein ausgeprägtes Materialempfinden, sein Sinn für dekorative Möglichkeiten richtet sich zunächst am Töpferhandwerk bei Hennig in Bunzlau und Schwertfeger in Stettin aus. Und so vermag er auch rein dekorative Arbeiten mit feinem Gefühl zu lösen.

Neben Wolf arbeitet auch Herbert Burkert in der Holzschnittkunst. Nicht die schlichten gedrehten, sondern die geschnittenen Formen pflegt er. Immer zeigt er dem Beschauer den Schnitt des Messers, sein Abheben und Einkerbten. Margarethe Heidrich läßt seit langem im stillen ihre farbenfrohen Batikarbeiten entstehen. Gewiß: Batik ist ein Kunsthandwerk, welches wir durch fabrikmäßige Überproduktion reichlich genug sahen. Auch hat man diese Färbekunst mißbraucht, indem man jede beliebige ihrer Zufälligkeiten gedankenlos auf den Markt warf. Unsere Künstlerin bemüht sich, den Zufälligkeiten auszuweichen, sie zu meistern, ein klar gezeichnetes Ornamentbild zu schaffen. Auch ihre modernen Kreuzstichtechniken bringen überraschende Wirkungen.

Das handgebundene Buch gehört noch längst nicht wieder zum Besitz des Kulturmenschen. Man erinnere sich der kostbaren alten Privat- und Klosterbibliotheken, in denen die Reihen oft einheitlich gebundener Folianten den ästhetischen Raumeindruck mitbestimmen, so wissen wir sogleich, welch schönes Gebiet dem Kunsthandwerker fast völlig verlorenging. Sollte aber die Zeit nicht bald da sein, wo nicht nur einige wenige Bibliophilen, sondern weite Volkskreise sich den Wunsch erfüllen, zumindest ihren Lieblingsbüchern das dem wertvollen Inhalt gemäße wertvolle äußere Antlitz zu geben?

In Görlitz versucht Knöthe mit Erfolg gutes Material zu schönen Einbänden zu verarbeiten.

Zum Schluß sei ein Künstler nicht vergessen, der die scheinbar so seltsame, und doch so bitter notwendige Schriftkunst pflegt. Es gilt nicht allein Plakat, Buch und Drucksache kunsthandwerklich zu gestalten, auch das Schriftblatt, welches fast ausschließlich — und dann selten guter — Industrieartikel geworden ist, dem Handwerk zurückzuerobern. Es darf nicht verkannt werden, daß Rudolf Kochs, unseres großen deutschen Schriftschöpfers Lebenswerk, gerade auch der Industrie neue innere Haltung gab. In seinem Sinn arbeitet in Görlitz Hans Schummers. Der Grundgedanke Kochs, dem Buchstaben nicht allein Verständigungs-, sondern auch Symbolwert zu geben, ihn und das Wort zum Ausdrucksträger emporzuheben, ist auch Schummers Absicht. Und diese Idee ist doch grunddeutsch. Die abstrakte Linie hatte von den frühesten Zeiten an immer Ausdruckswert. Sie war immer das Sprachrohr für die inneren Probleme, die der Künstler dem Beschauer darbot. Hier liegt die größte Aufgabe des Kunsthandwerks: über Zweckmäßigkeit und Materialgefühl hinaus will er seinen Werken wahrhaft künstlerische Ausdruckskraft mitteilen.



Görlitz und das schlesische Musikfest

Von Wolfgang Pohl

Ein Blick auf die Entstehung und die Geschichte der Schlesischen Musikfeste zu Görlitz zeigt deutlich, wie eng diese Feste mit der einstigen sozialen Struktur der Stadt zusammenhingen. Das schlesische „Pensionopolis“ mit seiner unverhältnismäßig breiten und wohlhabenden sozialen Oberschicht, die sich in kaum gestörter Ruhe einer sehr intensiven öffentlichen Kulturpflege hingeben konnte, mit seiner vornehmen Beschaulichkeit und seinem gepflegten Stadtbild mußte die geeignete Stätte für eine Art von Festen bieten, bei denen sich die schlesische „Gesellschaft“ ein Stelldichein geben und unter dem Eindruck glanzvoller künstlerischer Ereignisse auch das Auge nicht zu kurz kommen sollte. Zweifellos haben diese Schlesischen Musikfeste, die in Anlehnung an die Rheinischen Musikfeste aufgezogen wurden, ihre Verdienste gehabt, indem sie für Görlitz eine repräsentative Tradition schufen und das Zusammengehörigkeitsgefühl der bedeutendsten gemischten Chöre Schlesiens bestärkten. Doch schloß diese Tradition in sich, daß der Anteil Schlesiens auf ein Minimum, nämlich auf die Einstudierung des obligaten großen Chorwerkes beschränkt blieb und man sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vor der Auseinandersetzung mit der Gegenwart hütete. So haben die Schlesischen Musikfeste, wenn man ihre Programme verfolgt, zwar eine ereignisreiche künstlerische Vergangenheit, aber keine bedeutsame kulturpolitische Entwicklung hinter sich.

Aus diesem Grunde ist es erklärlich, daß nach dem Umbruch des Jahres 1933 die Frage nach der inneren, im weiteren Sinne kulturpolitischen Berechtigung der Schlesischen Musikfeste ihren Bestand in der bisher gepflegten Form überhaupt in Frage stellte. Die zugleich in die Tiefe und in die Breite gehende Kulturarbeit des neuen Staates und die künstlerische Bedeutung der Musikfeste erforderte zunächst notwendig den Übergang der Trägerschaft aus privaten in öffentliche Hände. Die nationalsozialistische Führung der Stadt Görlitz wurde der berufene Treuhänder der Schlesischen Musikfeste und sah sich vor der schwierigen Aufgabe, die wertvollen Elemente einer großen Tradition zu erhalten, zugleich aber auch der Wandlung der Dinge Rechnung zu tragen. Dazu gehörte die Schaffung einer möglichst breiten Besucherbasis durch eine volkstümliche Preispolitik und die Berücksichtigung des zeitgenössischen Schaffens. Diese Forderungen sind beim 22. Schlesischen Musikfest, das vom 28. bis 30. Mai 1937 als erstes nach der Machtübernahme in der Görlitzer Stadthalle stattfand, erfüllt worden.

Man zählte in den fünf Konzerten des Musikfestes etwa zehntausend Besucher, die nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus den benachbarten Kreisen der Sächsischen Oberlausitz, der Kurmark und des sudetendeutschen Grenzgebietes gekommen waren. Eine intensive Propaganda und ein ausgezeichnetes Programm, das ein wesentlich heimatlicheres und zeitverbundeneres Gesicht zeigte als die früheren Konzertfolgen, hatten aus dem einstigen exklusiven Fest der „guten Gesellschaft“ ein echtes musikalisches Volksfest gemacht.

Im ersten Festkonzert hatten die beteiligten schlesischen Chöre (Görlitz, Breslau, Glogau, Neisse, Schweidnitz, Hirschberg, Waldenburg, Lauban) Gelegenheit, ihr Können unter dem Chordirigenten Professor Rudolf Mauersberger unter Beweis zu stellen. Dank der gediegenen Vorarbeit, die Eberhard Wenzel geleitet hatte, der hervorragenden Qualität der Solisten (Helene Fahni, Heinz Marten, Rudolf Waßke) und den musikalischen Fähigkeiten des Dirigenten gelangte in diesem Konzert Haydns „Schöpfung“ zu einem triumphalen Erfolg. Das Interesse des Festteilnehmers konzentrierte sich in erster Linie auf die beiden Orchesterkonzerte, in denen Hermann Abendroth das Berliner Philharmonische Orchester dirigierte. Im ersten spielte — zwischen der dritten „Leonore“-Ouvertüre, Strauß' „Till Eulenspiegel“ und Max Trapps großartiger fünfter Sinfonie — Ellen Ney das B-dur-Konzert von Brahms. Das Hauptwerk des zweiten Orchesterkonzerts, das Professor Georg Kulenkampff durch seine herrliche Wiedergabe des A-dur-Violinkonzertes von Mozart bereicherte, war Bruckners „Achte“. Abendroth gab sich gerade hier seiner Aufgabe mit einer selten an ihm erlebten Tiefe und Verinnerlichung hin, schuf in gewaltigen Bögen die Architektur dieser einzigartigen Sinfonik nach und führte ihre wunderbaren Schönheiten zu einem überwältigenden Sieg. In einem Solistenkonzert am dritten Festtag erspielte sich Elly Ney neben Kulenkampff mit Schumannscher und Schubertscher Klaviermusik wohl einen ihrer stärksten Konzerterfolge in den letzten Jahren. Das gleiche Solistenkonzert brachte uns, vermittelt durch die hochmusikalische Vortragskunst der Breslauer Sängerin Claire Frühling auch einige Proben heimatlichen Musikschaffens, die der schöpferischen Kraft unseres Heimatgauls fast durchweg ein sehr beachtliches Zeugnis ausstellten. Mit zwei Liedern „Hinauf denn“ und „Der Weg ist hart“, die mit ihrem großen melodischen Schwung und ihrem anspruchsvollen Klaviersatz viel Anerkennung fanden, kam zunächst der Görlitzer Komponist Emil Poser zu Gehör. Nach zwei sehr hübschen und eingängigen Jugendkompositionen Gerhard Streckes hörten wir Buchhals „Ein Leuchtender“ und „Wie lieb ich dich hab“ und zum Abschluß von Ernst August Voelkel „Die Straßburger Münsterengelchen“ und „Die Osternacht“, die wegen ihrer süß-herben, ungemein stimmungsvollen Poesie wohl das dankbarste Publikum fanden.

Ein Sonderkonzert des Dresdener Kreuzchores brachte u. a. die einzige Uraufführung der Musikfesttage: Eberhard Wenzels Kantate „Von der ewigen Liebe“ für Sopran, Bariton, gemischten Chor und kleines Orchester. Der bekannte

Görlitzer Kirchenkomponist hat in den letzten Jahren schon manches geschaffen, was die musikalische Öffentlichkeit über die Grenzen Schlesiens hinaus aufhorchen ließ, so u. a. ein von Professor Julius Dahlke mehrfach gespieltes Klavierkonzert, eine höchst eindrucksvolle Kantate nach Worten von Hermann Claudius (uraufgeführt in Detmold), ebenso schwierige wie gehaltvolle Orgelwerke, tief empfundene Lieder usw. Seine Kompositionsweise ist stilistisch schwer auf einen Nenner zu bringen: sie enthält blühende Romantik und schwelgerische Klangfreude ebenso wie asketische Herbigkeit und grüblerische Versunkenheit. Typisch für Wenzels Gesamtchaffen ist das Streben nach gehaltvoller Melodik, das subtile Klangempfinden und vor allem ein immenses kontrapunktisches und saktechnisches Können, das oftmals über die Formen der Alten zu überraschend neuartiger Ausdrucksweise findet. Die neue Kantate gehört zu seinen in klanglicher Hinsicht unzugänglichsten Werken. Aber die strenge Haltung des Werkes, die freilich durch formale und inhaltliche Eindeutigkeit und gedankliche Klarheit gemildert wurde, hinderte nicht, daß das Publikum sehr willig mitging und alle Beteiligten, den Kreuzchor, seinen Dirigenten Mauersberger sowie Claire Frühling und Gerhard Bertermann (Breslau) mit herzlichsten Beifallsbezeugungen bedachte.

Der musikalische Gesamterfolg des 22. Schlesischen Musikfestes, das fünfmal eine ausverkaufte Stadthalle sah, hätte nicht größer gedacht werden können. Bis zum Schluß schien ein Konzert die Steigerung des anderen zu sein. Die beispiellose Dankbarkeit der Hörer mochte nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, daß fast alle Ausführenden sich in einer höchstform ihres Könnens befanden. Das Publikum stand völlig im Bann dieser Summe an großartigen künstlerischen Offenbarungen und ungetrübten Erlebnissen klingender Schönheit. Die kulturschaffende Oberlausitz, die gerade in musikalischer Hinsicht durch ihre Brückenstellung zwischen Schlesien, Sachsen und der Reichshauptstadt über ein ungewöhnlich reiches Maß von Anregungen und künstlerischen Ereignissen alljährlich verfügt, auf eine große kulturelle Vergangenheit zurückblickt, aber auch der Gegenwart genug an schöpferischen und nachschöpferischen Kräften zu bieten vermag, hofft, daß dieses Musikfest nicht unwesentlich zur Erfüllung der gesamtschlesischen Verpflichtung an der deutschen Musikkultur beigetragen hat, daß hier vor allem das starke, spannende, Schaffenskraft und Freude gebende Erlebnis der musizierenden schlesischen Gemeinschaft gewachsen ist, das diesem Fest seinen einzigen Sinn geben konnte und auch fürderhin geben wird. Denn die Frage der Kultur ist nun einmal eine Frage der Gemeinschaft. Sie hat nichts mit der vornehmen Eitelkeit selbstzweckhafter Repräsentation zu tun. Kunst schafft man nicht für den gutsitzenenden Frack, sondern für sehnsüchtige Herzen.



Melodie in MOLL

Von Hanns Kappler

Der grauhaarige Waldwarter Peter Michler spürt es in allen Gliedern, daß sich seines Lebens Tagewerk dem Ende neigt, als er den steilen Weg zum Kniebis aufwärts strebt. Dort, wo sich der krumme Bergrücken mit seinem Kahlschlag den wärmenden Strahlen der Sonne entgegenwölbt und wo aus kargen Gräsern die moosbewachsenen Baumstümpfe hervorlugen, ist des greisen Hegers Lieblingsplatz.

Aufatmend läßt sich der Alte auf den weichen Moosbänken nieder. Seit Tagen ist ein seltsames Drängen in ihm, das er sich nicht zu erklären vermag. Der Berg lockt ihn mit Allgewalt, nachdem der Sommer in das Land gegangen ist, und dem Rufe der von erteschwerem Leben erfüllten Flur hat der seit einem Jahrzehnt nicht mehr im Dienst stehende Waldwarter sein Herz nicht verschließen können.

Allmählich kommt der Alte ins Sinnen. Die Tage seines Lebens ziehen noch einmal an ihm vorüber. Gar lange ist's her, daß er zum erstenmal, den grünen Hut keck auf dem Ohr, als junger Bursch heraufgeschritten war an der Seite des bejahrten Försters, seines Lehrmeisters, der ihm die tausendfältigen wunderbaren Geheimnisse des Waldes und des Berges erschließen sollte.

Im Erinnern an jene Stunden gleitet ein stilles Lächeln über das runenvolle, wetterharte Gesicht des Hegers.

Dem Kniebis bietet sich ein herrliches Bild der Oberlausitzer Landschaft. In feinem Dunst verwoben liegt der weite Landskrongau ausgebreitet. Am Himmelsrande grüßen die schlanken und ragen die trutzigen Türme der alten Sechsstadt empor, die sich vom Silberband der Neiße aufbaut bis hin zu den Hängen des bewaldeten Bergkegels, der einst diesem Gau den Namen gab.

Nähe und Weite sind eins, sind eine lebenerfüllte gesegnete Einheit. So erklingt aus dem nahen Hochwald das emsige Hämmern des Spechts, und vom Tal herauf tönen die Schläge eines Dengelhammers.

Wohlvertraute Weise umspinnt den Alten, dessen scharfe, geübte Augen mit sicherem Blick umherschauen. Dort schießt in Pfeilschnellem Strich der Sperber aus schwindelnder Höhe auf eine erspähte Beute hinab, hier streicht die Schnepfe kitzelnd in gleitendem Flug dahin nach dem schilfumwucherten Weiher im Tal. Aus weiter Ferne erschallt der gierige Schrei eines Hähers.

Frohes Atmen hebt die Brust des einsamen Mannes, der still, schauend und lauschend den Wundern seiner Heimat hingegeben ist.

O, es müßte köstlich sein, ein Leben, das dem Walde und dem Berge geweiht war, hier oben am Kniebis zu vollenden!

Nun tönt vom nebelfeuchten Wiesengrund herauf das helle Singen eines Hütens, der irgendwo auf einer am Waldrand gelegenen Weide liegen mag. Leis summt der alte Heger die schlichte, vertraute Volksweise mit.

Peter Michler spürt es nicht, daß seine Tabakspfeife längst erloschen ist und daß die Sonne hinter den Bergkuppen versinkt. Aus unergründlicher Waldes-tiefe kommt der Ruf der Eule. Ein Bergwasser gluckert zwischen Kieselsteinen und Farnen.

Das Lied des Hütens verklingt. Dort unten ist aufbauendes, blühendes Leben. Hier oben am Kniebis aber Erfüllung und letztes Vollenden.

Nachtoogel sendet hallenden Gruß dem alten Heger, der mit einem kleinen Lächeln um den faltigen Mund sanft von der Moosbank gleitet. Raunend neigt sich das hohe, schwanke Berggras über eine müde Gestalt. Immer wieder ruft und lockt der Waldkauz, bald aus der Nähe, bald aus unbestimmbarer ferne.

Von allem, was der Tag im Walde und auf dem Berge gesungen, bleibt nun der Eule dunkler Ruf als verschwindender Ausklang.

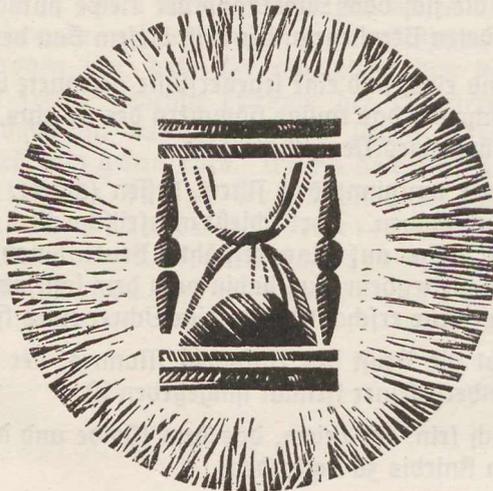


In früher Stunde eines anbrechenden Tages finden Waldarbeiter den Heger auf dem Kniebis.

Im Licht der aufsteigenden Sonne glitzert der Tau in den Netzen der Erdsinnen, die mit ihres Webens duftigem Seidenglanz auch den greisen Heger zart eingesponnen hatten über Nacht.

Wie es sich der Waldwächter Peter Michler ersehnte, so trägt man ihn nun über den stolzen Bergrücken hinab in das stille Tal der Heimat.

Der Kniebis träumt unter den Lichtfluten der Morgensonne in einen neuen Tag hinein.



Kind unter Blumen

Von Paul Mandel

Es ist, als wäre das Lächeln Gottes aus den brennenden Dörfern geflohen und hätte in einem Gärtchen Zuflucht gefunden, in dem buntleuchtende Falter auf farbenfrohen Asten und Gladiolen schaukeln. Ringsum erzittert die Erde vom Kanonendonner. Man könnte meinen, irgendein Schelm aus dem Märchenbuch hätte seine Tarnkappe über das Gärtchen und seine schläfrige Hütte gestülpt, um es vor dem Krieg, der rechts und links vorbeiraust, zu verschonen.

Drum liegt auch so viel Lustigkeit über dem Gärtchen, die gar nicht zu dem Schritt der schweren Soldatenstiefel und dem Hufschlag, der von der nahen Landstraße herüberdröhnt, paßt, selbst der Bach, der sich in ernster Versonnenheit aus dem nahen Wald heranschlingelt, kichert in der Nähe des Gärtchens vergnügt und wirft wie im Übermut glitzernde Wasserperlen nach den tiefhängenden dürrn Armen der Weide.

Drei sonnenverbrannte feldgraue Männer nähern sich dem Garten. Die tiefen Furchen in ihrer Stirn gleichen Notenlinien, in die der Ringelreihen mit dem Tod die Melodienpunkte eingegraben hat. Sie schauen in das farbige Sonnengefunkel der Blumen und halten den Atem an.

Sie sehen mitten unter den Blumen ein Wunder: ein pausbackiges, schlafendes Kind. Um sein Näschen fließt feines Lächeln. Vielleicht hat all das Sonnenbunt ringsum sich mit dem zarten Zirpen der Grillen und dem behäbigen Gebumm der Hummeln zu einem Zauberland vereinigt, in das der Traum des Kindes Herz entführte.

Da zittert aus dem Haus eine angstgefüllte Stimme: „Pierre!“ . . . Der Ruf wiederholt sich: „Pierre! Pierre!“ . . . Eine Mutter bangt nach ihrem Kind.

Der eine Soldat lehnt sein Gewehr an einen Baum und hebt vorsichtig das Kind aus seinem Blütenbett. Er trägt es ins Haus, in das kein Sonnenstrahl dringt, da sich die Fenster blind geweint haben. Aber nun kommt Sonne ins Haus. Sie leuchtet aus den Augen der jungen Mutter und strahlt bis ins Herz des Kriegers, der mit verlegenem Murren der Mutter das ins Traumland entführte junge Menschenkind in die Arme legt . . .

Dann gehen die Soldaten weiter. Sie gehen langsam, wie man an Feiertagen zu gehen pflegt. Fast behutsam treten sie auf, als fürchteten sie, das lichtzitternde Wunder zu zerstören. Aber sie müssen zurück in den Lärm, Rauch, Blick, Donner, in das Fauchen und Heulen; sie müssen wieder dem Ruf des Krieges gehorchen.

Ihre Gedanken aber spinnen Fäden nach irgendwohin, über Hunderte von Kilometern hinweg. Dann hören sie die Klänge der heimatischen Glocken und sehen in ein Gärtchen, in dem ihr Kind vielleicht auch zwischen Blumen von der Heimkehr des Vaters träumt . . .

Schlesien im Juni

Nun sind die Baugerüste, die das Stadtbild der schlesischen Hauptstadt in den letzten Monaten bestimmt haben, zum größten Teil gefallen. Breslau harret seiner Gäste zum Sängerbundesfest. Das Leben geht aber inzwischen seinen Gang fort und die fröhlichen Schlesier wissen zu leben. Das bewies schon das Johannisfest, das in diesem Monat nicht nur Breslau, sondern auch einen guten Teil der Provinz in Atem gehalten hat.

Die schlesischen Bühnen entwickelten noch einmal prachtvollste Tätigkeit. Mit „Toska“ und „Lohengrin“ verabschiedete die Oper die vergangene Saison, während dem Schauspielhaus noch ein Ereignis bevorstand, das man wohl als das größte der Saison ansprechen kann: Die Aufführung von Goethes „Faust“. Das Schauspielhaus kann auf eine selten erfolgreiche Saison zurückblicken. Abgesehen von der Tatsache, daß elf Dramen lebender Autoren auf dem Spielplan waren, hatte es einen Rekordbesuch aufzuweisen, der ein schönes Zeichen ist für die stetig steigende Theaterfreudigkeit der Schlesier. Die 302 Vorstellungen der Spielzeit wurden von über 300 000 Volksgenossen besucht. Unsere schlesischen Provinztheater können ebenfalls auf eine sehr erfolgreiche Saison zurückblicken. Zum ersten Male erhielt Breslau Besuch von der Laienspielschar der englischen Universität Cambridge. Ihre Aufführungen von Outward Bound von Sutton Dane und von Shaws „Candida“ waren ein voller Erfolg.

Wenn das Leben in der Stadt sich unter den drückenden Sonnenstrahlen nur noch träge dahinschleppt, beginnt es sich auf den Promenaden unserer schlesischen Bäder um so lebhafter zu regen. Die Kurtheater haben jezt ihre Tore geöffnet, den Auftakt gab eine Aufführung des Lustspiels „Eine Frau wie Jutta“, die das oberschlesische Grenzlandtheater in Bad Reinerz gab. Auch in Volkenhain wurden die Volkenhainer Spiele, die sich ja in Schlesien schon einen Namen gemacht haben, mit Karl Schönherrers „Glaube und Heimat“ eröffnet.

In gleicher Weise wie im Theater herrschte auch in den Lichtspielhäusern reges Leben. Von der ausländischen Filmproduktion verdienen das französische Lustspiel „Liebe macht blind“ und der amerikanische Film „Grenzpolizei Texas“ Erwähnung, der eine angenehme Überraschung bedeutete.

Auf dem Gebiete der Musik fanden die Orgelkonzerte besondere Pflege. Neben Bach und anderen alten Meistern war ein ganzes Konzert modernen Komponisten gewidmet. Die Reihe der sommerlichen Südparkkonzerte der schlesischen Philharmonie wurde am 16. Juni eröffnet, ferner fand das Konzert der Breslauer Kunstgesang- und Opernschule berechtigte große Beachtung. Das Musikleben der schlesischen Bäder fand eine schöne Belebung durch die Musikwoche in Bad Reinerz, an der fast das gesamte musikalische Schlesien mitwirkte.

Ein wichtiges Ereignis für das Kunstleben der Heimat ist die Stiftung des schlesischen Kunstpreises durch den Gauleiter und Oberpräsidenten Josef Wagner, eine Einrichtung, die sich in Zukunft segensreich und befruchtend auswirken wird.

Im Landeshaus fand die große Danziger Ausstellung statt, die der Gauleiter von Danzig, Pg. Forster, eröffnete. Landeshauptmann Adamczyk eröffnete in Beuthen die Reichsausstellung „Schönheit der Arbeit“. Von Bedeutung für uns Schlesier ist ferner die Tatsache, daß Schlesien auf der Pariser Weltausstellung gerade mit seinem Kunsthandwerk vertreten war. Bunzlauer Keramiken und die bekannten Glasarbeiten des Penzigers Süßmuth wurden gezeigt.

An den großen sportlichen Ereignissen des Monats, Deutschlandsfahrt und Deutschlandflug, hatte Schlesien in gleicher Weise wie das übrige Reich seinen Anteil. In Hindenburg traf sich das sportliche Schlesien zum „Fest der Leibesübungen“, das sich mit seinem Festzug der 5000 zu einer großen Kundgebung gestaltete. Bei der 51. schlesischen Ruderregatta siegte „Wratislawia“ Breslau im Vierer. Vorbereitet durch ein ebenso schönes wie vielseitiges Zeltlager fand das Gebietsportfest der schlesischen Hitler-Jugend statt.

Noch einige Ereignisse fallen in den Monat, die für die Heimat von Bedeutung sind; so das Heimatfest in Brieg und die Heimatwoche in Oels. In Sagan fand die große Verkehrstagung statt und in Kudowa wurde das ehemalige „Haus Stolzenfels“ als neues Kurhaus der Landesversicherung eingeweiht.

In vielen Kreisen aber fanden Bezirkstreffen statt, die sich jedesmal zu großen Kundgebungen gestalteten als Symbole der Treue des Grenzvolkes zum Führer. H.

Filmspinnerei

Neben einer Reihe von amerikanischen Filmen (Kleinstadtmädel, Sonnenscheinchen), neben altbewährten, aufs neue verfilmten Stoffen (Manja Dalewska) hat uns der Sommer wieder einige nette und durchschlagende Luftspiel-Erstaufführungen gebracht, die es wert sind, daß man sie sich einmal ansieht.

Breslau brachte die Erstaufführung des Bavariafilms

„Soweit geht die Liebe nicht“

einer wirklich heiteren und gut pointierten Spielhandlung, die sich sehen lassen kann. Da lebt irgendwo in einer Stadt ein hübsches junges Fräulein mit einem prima, prima Zigarren- und Zigarettenladen, und sie hat sich in ihren kleinen, aber eigenwilligen Kopf gesetzt, sich mit einem Feinkostladen, oder besser mit dem Besitzer des Ladens, zusammenzutun. Zum Unglück ist der junge Mann aber so weltfremd, oder er tut nur so, daß er diese stille, aber um so tiefere Zuneigung übersieht, und eine Zeitlang eine ausgesprochene Vorliebe für Herrenartikel hat, allerdings nur für Herrenartikel, die das nette, aber noch mehr kokette Fräulein Meier verkauft. Es gibt eine Reihe von köstlichen, unerwarteten Szenen, und das Ende vom Liede ist der unausbleibliche Hochzeitsmarsch an dem Tage, an dem sich das Zigarrengeschäft und der Feinkostladen zusammengetan haben. Lucie Englisch hat wieder einmal Gelegenheit, ihre Luftspielbegabung unter Beweis zu stellen, und es wird ein köstliches Spiel voller Reiz und Humor, zumal auch die übrigen Darsteller (Maria Paudler, Joe Stöckel, Paul Westermeyer) in bester Form sind.

Nach der Erstaufführung in einigen schlesischen Städten brachte Breslau im Juni

„Susanne im Bade“

heraus. Es ist eine ergötliche Geschichte um ein Aktgemälde, das zu Klatsch und Mißdeutungen und Eifersüchteleien Anlaß gibt, und der Hintergrund ist die herrliche Dünenlandschaft am Meer. Der Lehrer einer Kunstakademie, einer von hunderten kaum über

den Kreis der Schüler hinaus bekannter Maler, wird sozusagen über Nacht berühmt durch ein Aktgemälde. Aber die wißbegierige Mitwelt läßt sich nicht mit dieser Tatsache abspeisen, der angeborene Wissensdrang drängt sie, den Dingen auf den Grund zu gehen und herauszubekommen, wer die Darsteller ist. Es gibt einen Sturm der Entrüstung, als man zu wissen glaubt, daß eine Akademiestudentin Modell gefressen hat. Aber auch dieser Sturm im Wasserglase zerbricht an der Kameradschaft der Anständigen, das echte Empfinden siegt über Mißgunst und Moralien. Die sinnvolle und klar ausgeprägte Charakterzeichnung von Manja Behrens, Erika von Tellmann, Hans Schlenk und Max Gülstorff geben dem Film neben der herzzerfressenden Heiterkeit die lebensvolle Note.

Daß der Alltag um uns auch voller Mucken und launiger Einfälle sein kann, das will schließlich der Film

„Krad und Glück um Künemann“

dartun, der eine erstklassige Luftspielbesetzung (Käthe Haack, Jessie Dihrog, Inge List, Georg Alexander, Willi Dohm, Gerhard Bienert u. a.) aufweisen kann. Denn so, wie das Schicksal mit dem Katasterbeamten Gustav Künemann Fangball spielte, kann es uns vielleicht auch einmal ergehen. Der findet an einem Tage, den er anfangs für einen Glückstag hält, einen Hundertmarktschein. Und dieses Stückchen Papier bringt den braven Künemann aus seinem seelischen Gleichgewicht. Denn in seinem Bestreben, das Leben nun in vollen Zügen zu genießen, verfehlt ihm das Schicksal gleich den ersten fälligen Kinnhaken, daß ihm hören und sehen vergeht, und kaum hat er sich etwas erholt, folgt schon der zweite. Aber er müßte nicht Künemann heißen, um nicht doch wieder auf seine Beine zu fallen: denn das Glück ist eben doch nur dem hold, der es herausfordert. So birgt auch dieser Film eine bunte Anzahl von humoristischen Knallbonbons, und er zeigt uns dabei die kleine Welt, die voller Humor und Aufrichtigkeit und voller Überraschungen ist.

Helmuth Wagner.

William Kramer, Breslau

Für Reise und Ferien:

Schweidnitzer Straße 38/40

Koffer und Handtaschen · Luftgepäck · Reise- und Automäntel · Valmeline- und Gabardinemäntel für Damen u. Herren · Leinenkleidung · Hüte u. Mützen · Besonders schöne Sporthemden u. Krawatten

Volt und Buch

Edwin Erich Dwinger: „Spanische Silhouetten, Tagebuch einer Frontreise“. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 1,80 RM.

Es gibt keinen deutschen Schriftsteller, der so wie der Verfasser von „Zwischen Weiß und Rot“ berufen war, uns ein Bild von den Kämpfen in Spanien zu entwerfen. Ohne jede Ausschmückung, fern von jeder Machte billiger Sensationen gibt uns Dwinger das Bild seiner Reise zur spanischen Front. Der ehemalige Fähnrich der Koltshakarmee verfügt über die große Erfahrung im Kampfe gegen die Bolschewisten, und so sieht er über die Dinge des täglichen Kampfes hinaus tiefer in das Wesen des spanischen Freiheitskampfes. Gerade um der Sachlichkeit der Darstellung willen ist das Buch ein so wunderbar reifes Werk, daß es vielleicht das erste Standardwerk geworden ist, in dem sich das große Ringen des spanischen Volkes spiegelt.

Stefan Sturm: „Das verwandelte Herz“. Wilhelm Gottl. Korn, Verlag, Breslau. Brochiert 1,60 RM., Pappband 2,20 RM.

Der Verfasser von „Mensch unterm Amboss“ singt uns in dem neuen Bändchen das Lied seiner Heimat, des Riesengebietes. Fünf verschiedene Erzählungen enthält der Band; sie sind verschieden im Thema, durch weite Zeitaläufe voneinander getrennt; sie sprechen aber alle vom Lande und seinen Menschen. Jene mystisch-sagenhafte Wechselwirkung, die das Wesen des verschlossenen schlesischen Bergbauern ausmacht, ist der Grundakkord, der durch das ganze Bändchen schwingt. Die Liebe und das Verständnis für den schlesischen Menschen, aus der heraus das Bändchen entstand, sichern ihm einen guten Platz in der Literatur der Heimat.

Auguste Supper: „Aus halbvergangenen Tagen“. J. F. Lehmanns Verlag, München. Geh. 4,80 RM., geb. 6,— RM.

Eine siebenjährige deutsche Frau blickt zurück auf ihr Leben, ein Leben, das auf der Höhe seiner Zeit steht, aber, und das gibt dem Buch seinen besonderen Wert, ein Leben, wie es so oft gelebt werden könnte, mit viel tapferem Alltag und wenig großen Ereignissen. Die Bewußtheit, mit der es gelebt wurde, die Wichtigkeit des kleinen Ereignisses

und der kleinen Freuden und Schönheiten des Lebens, das sind die Fäden, aus denen dies deutsche Frauenleben gewoben ist. Ein wundervolles Lebensbuch des deutschen Menschen.

E. Worbis: „Zwischen den Toren“. Verlag Hoffmann & Reiber, Görlitz. Preis geb. 2,50 RM.

Dor uns steht das Görlitz des Spätmittelalters. Die Katastrophenzeit der mächtigen Sechsstadt rückt heran. Das Geschehen dieses Buches rankt sich um den Zerfall, der die Stadt von hoher Blüte zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabstürzte. Es fehlt der Stadt an der Persönlichkeit, die es vermochte, sie durch die Wirren und Fährnisse der Zeit sicher hindurchzusteuern. So treibt sie ihrem Fall entgegen. Das große Geschehen wird untermalt und getragen durch lebensvolle Bilder aus jener Zeit; sie führen uns in das Leben aller Kreise und Volksschichten und bringen uns das große Geschehen in Verbindung mit dem kleinen des täglichen Lebens menschlich nahe.

Luise Mainack-Crull: „Die Stimme des siebenten Tages“. Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln 1937.

Ein Bändchen feierlicher, getragener Lyrik. Fern liegt der Alltag in seiner Hast. Der „siebente Tag“, der Sonntag, hat das Wort und Dinge rühren uns an, die sonst der Lärm des Werktags übertönt. Am „siebenten Tag“ gewinnen sie Form und Leben und beginnen zu klingen.

Dr. G. A. Walz: „Volkstum, Recht und Staat.“ Ferdinand Hirt, Breslau. Kartoniert 1,30 RM.

Der bekannte Breslauer Rechtswissenschaftler und Rechtsphilosoph hat in muster-gültig knapper Form zu einer der brennenden Rechtsfragen des Augenblickes das Wort ergriffen. Er beginnt mit der Einführung des römischen Rechtes und leitet über zu der verhängnisvollen liberalen Entwicklung des Rechtes, die, mit der französischen Revolution beginnend, erst im letzten Jahre vor der Machtergreifung bei uns ihre letzte Blüte und zugleich ihren Abschluß fand. Recht und Staat sollten unabhängig vom Volkstum höchste Begriffe sein. Demgegen-

über entwirft Prof. Walz an Hand der nationalsozialistischen Gesetzgebung ein Bild von der glücklichen Synthese jenes Rechtsbegriffes und dem Begriff des an Rasse und Boden gebundenen Volkstums, das der neue Staat heute Form werden läßt.

„Breslau, Schlesiens Hauptstadt.“ Vier Jahre nationalsozialistische Verwaltung 1933 bis 1936. Herausgegeben im Auftrage des Oberbürgermeisters durch das Statistische Amt der Stadt Breslau. Geb. 2,— RM. Druck von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Das Buch gibt einen wundervollen Überblick über die Leistungen der ersten vier Jahre nationalsozialistischer Verwaltung in unserer Provinzhauptstadt. Alle Gebiete der städtischen Verwaltung finden eine eingehende Würdigung, die durch reiches statistisches Material unterbaut ist. Hinzugefügte Karten und graphische Darstellungen versehen den Leser in die Lage, sich im Augenblick einen großen Überblick über die Leistungen zu verschaffen. Über die baulichen Leistungen und das künstlerische Breslau geben die beigefügten Kunstdrucktafeln ein gutes Bild. Darüber hinaus bleibt das Werk nicht im Rahmen der engen Kommunalpolitik, sondern behandelt die Breslauer Fragen im Hinblick auf den gesamten Ostraum. Jeder, der einen Überblick über die Leistungen des Nationalsozialismus im deutschen Ostraum gewinnen will, wird das Erscheinen dieses Bandes begrüßen.

Hans-Georg Rehm.

*

Hugo Keller, So lebt die Waldgemeinschaft.

1. Heft: Biologische Gemeinschaftskunde. Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig 1936. 4,— RM.

Das erste vorliegende Heft der obigen Schriftenreihe versucht, im Biologie-Unterricht aller Schulgattungen ganz neue Wege zu gehen. Aus diesem Grunde ist diese Arbeit auf dem Gebiete der Unterrichtslehre eine revolutionäre Tat. Der Wald wird uns als eine untrennbare Lebensgemeinschaft dargestellt.

Die Bildreihen wollen das Leben der Waldgemeinschaft knapp, anschaulich und übersichtlich darstellen. Sie wollen zeigen, welche

Lebensordnungen die Lebenskraft einer Gemeinschaft erhalten oder zerstören. Dem deutschen Lehrer wollen sie eine Handreichung für nationalpolitische Erziehung durch ganzheitliche Lebenslehre sein. Alexander v. Humboldt sagt: „Die Natur ist in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen.“ Aus dieser Grundhaltung heraus wird eine ganz neue ganzheitliche Lebenslehre entwickelt. Sie lehrt, alle Wirklichkeit um uns als Ganzheit und unter dem Gesichtspunkt des Lebens zu betrachten. Aus dieser Darstellung heraus, das eigene Leben des Menschen im fremden Leben des Tieres und der Pflanze wiederzuerkennen, erwächst eine bessere Einsicht der auf Blut und Boden gegründeten nationalsozialistischen Lebensgemeinschaft. „Und wenn uns z. B. gezeigt wird“, sagt Konrad Guenther in seinem Vorwort, „daß das Gleichgewicht des Waldes dadurch gewahrt bleibt, daß die Allzuvielen ihren Feinden zur Nahrung werden und die Überlebenden zugleich die Stärkeren und Geförderter sind, so daß auch dieser Kampf und seine Opfer der Gemeinschaft dienen, so führt uns der Wald zum Verständnis der Grundlehren eines völkisch und rassistisch bewußten Staates.“

Henrik Herse, Schambok. Verlag Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Schambok ist die Nilpferdpeitsche, mit der Sklaven gezüchtigt wurden.

In diesem Buche ist er die furchtbare Peitsche des Gewissens, das den deutschblütigen Buren und Trekker Christian Wittow beim Ausbruch des Weltkrieges zu den Deutschen in Süd-West treibt.

Der innere Kampf dieses alten Buren gestaltet sich zu tragischer Größe, als ihn das Schicksal vor die zwingende Frage stellt: für oder gegen sein eigenes Blut. Er verläßt sein Haus und sein Land, das er auf eine stille und harte Art liebt, und greift noch einmal zum Gewehr, um der inneren Freiheit willen, die man ihm nehmen will.

Die leuchtendste Figur ist aber Ruth, die Tochter des Buren. In einer wunderbar zarten Sprache und doch herben Art erzählt Henrik Herse von ihrer Liebe zu Danie, dem jungen Offizier, die nicht Erfüllung werden

Herzbad Rudowa

In eigener Regie: Kurhotel Fürstenhof

Baustrikturen mit der berühmten Eugenquelle (einzigartige Arsen-Eisenquelle) und der radioaktiven Gottholdquelle! ☉ Prospekte durch die Kurverwaltung und Reisebüros

bei Herz-, Drüsen-Erkrankungen — Basedow — Nerven-, Blut-, Rheuma-, Frauenleiden.
28 tägige Pauschaltur 255.— RM.
Bergnillungstour 218.— RM.

kann, da die furchtbare Gewissenspeitsche ihn weder zu den Buren noch zu den Deutschen finden läßt. Der Tod beider ist die Erfüllung eines tapferen und klaren Lebens. Der Irrsinn des Vernichtungskampfes packte zu Kriegsbeginn in Südafrika Engländer, Buren und Deutsche besonders hart an. Menschen mußten Feinde werden und sich für Fronten entscheiden, in denen der Bruder gegen den Bruder stand und der wahre Feind im Rücken, dessen Gesicht man noch nicht erkannte, aber dessen Schatten über allem lag, sein teuflisches Spiel trieb.

All das strahlt hinein in das Dasein derer, die diese Erzählung lebendig machen.

Lothar Joh: Die schlesischen Höhlen und ihre zeitlichen Bewohner. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. 2,— RM.

Schlesien gehört auf dem Gebiet der Vorgeschichte zu den besterforschten Gauen Deutschlands, und der germanische Charakter unserer Heimat ist an Hand der Bodensunde klar und eindeutig erwiesen. Dagegen war es in Schlesien bisher nicht möglich, in die 50- bis 100 000 Jahre zurückliegende Eiszeit vorzudringen. Das ist jetzt gelungen, und über die ersten Ergebnisse dieser Forschung, die die früheste Menschheitsgeschichte des deutschen Ostens aufhellen, berichtet das interessante Büchlein. Sein Verfasser hat sich als Höhlen- und Steinzeitforscher schon im Schwarzwald und im Harz bewährt und das, was er in unseren schlesischen Höhlen entdeckte und ausgrub, hat eine ganz besondere Bedeutung.

Seine Funde gewähren nämlich einen überraschenden Einblick in das Leben und das von Magie beherrschte Brauchtum der Menschen vor 50 000 Jahren. Bärenjäger durchstreiften damals das Bober-Rakbach-Gebirge und das Glatzer Bergland und hausten in den dortigen Höhlen. Unter anderen Merkwürdigkeiten fand Joh in der Keyersdorfer Höhle einen in einer felsnische beigelehten Bärenschädel, was auf einen eigenartigen Kult schließen läßt. Nicht nur die Fachleute, sondern vor allem auch die Freunde der vorgeschichtlichen Forschung in unserer Heimat werden diese aufschlußreiche Schrift lebhaft begrüßen.

Grundzüge einer oberschlesischen Heimat- und Volkstumskunde. Teil 3 — Verlag Priebatsch's Buchhandlung, Breslau. 3,60 RM.

In der Schrifttumsreihe „Grundzüge einer oberschlesischen Heimat- und Volkstumskunde“ ist der dritte Teil erschienen. Er befaßt sich in lehrreichen Ausführungen mit der oberschlesischen Flora, mit Familienkunde, Bevölkerungspolitik und oberschlesischem Schrifttum.

Die dem Büchlein beigegebenen Photographien geben eine schöne Unterstreichung des Textteiles.

für den Nationalsozialisten im Augenblick besonders wertvoll sind die Ausführungen von Dr. Winand Gralka über Bevölkerungsentwicklung in Oberschlesien. Es wird uns gezeigt, daß ein Volk etwas Unzerstörbares ist, wenn es sich nicht selbst aufgibt.

Mit Stolz berührt es den Oberschlesier, daß seine Heimat mit rund 141 000 Personen neben dem Regierungsbezirk Münster den höchsten Geburtenüberschuß des deutschen Reiches aufweist. „Es heißt daher“, so sagt der Verfasser am Schluß — „lernend aus der Geschichte der oberschlesischen Bevölkerungsbewegung, durch bessere Verteilung der Industrie und ihrer Arbeiterheere und durch bessere Daseinsbedingungen eine Festigung des heimischen Volkskörpers zu erreichen und damit auf weite Sicht ein deutsches Volkstum „aere perennius“ — dauernder denn Erz!“

Ebenso liegen uns im dritten Teil vor die „Beiträge zur Heimatkunde Oberschlesiens“ herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrer an höheren Schulen Oberschlesiens. Verlag der Leobschützer Zeitung in Leobschütz.

Diese Beiträge sind eine schöne Ergänzung zu dem obengenannten Buch. Nicht nur für den Oberschlesier, sondern für jeden, der sich mit Volkstum und Volkstumskunde befaßt, wird das Buch eine unerschöpfliche Quelle. Auch für den Laien auf diesem Gebiet aber ist es ergötzlich, etwa die Arbeit von Studienrat Bednara über „Hofemanns Lügengeschichte von Leobschütz“ zu lesen. Insgesamt zeugen 22 Arbeiten des Buches von einem großen deutschen Gelehrtenfleiß.

Georg Meichsner.

RADIUM BAD
Landeck
SCHLESISIEN
Rheuma • Gicht • Nerven • Frauen

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren
nur bei
Richard Schüler, Springerstraße 12
Stofflager! Solide Preise!